

Kleine Erzählungen

und

Schauspiele

aus den Bildern für die Jugend

von

Ernst von Houwald.

Mit einem Titelkupfer und einer Musikbeilage.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

1839.



Inhalt.

	Seite.
I. Seller.	1.
II. Die Fährte. :	9.
III. Der Juweller.	45.
IV. Der Neujahrswunsch.	13.
V. Das Element. Ein Märchen.	99.
VI. Der Spuck. Ein Drama in drei Acten.	119.
VII. Die Unvermählte.	201.
VIII. Der Gang um Mitternacht.	235.
IX. Der Zigeuner-Bube. Ein Drama in zwei Acten.	269.



Belisar.



Das Titeltupfer eines Buches ist gleichsam der ~~Vermittlung~~-Gruß, womit es sich bei seinen Lesern einführt; deshalb soll Euch denn, meine lieben Kinder, dies Buch, das ich für Euch schreibe, mit einem Gruß empfangen, der aus dem liebevollsten kindlichen Herzen kommt, nämlich aus dem Herzen einer Tochter, die ihrem unglücklichen Vater alles opferte.

Vor langer, langer Zeit und zwar vor 1300 Jahren, lebte unter dem griechischen Kaiser Justinian, ein Mann, mit Namen Belisar, der aus geringem Herkommen entsprossen, erst unter der Leibwache des Kaisers gedient, und sich endlich dort so ausgezeichnet hatte, daß er bis zum ersten Feldherrn emporgestiegen war. Der Kaiser war damals in einem bedenklichen Krieg mit den Persern verwickelt, und vermochte ~~ih-~~rem großen Heere, welches über 40,000 Mann stark war, kaum die Hälfte an Truppen entgegenzustellen; aber Belisar's Klugheit galt mehr, als das große Persische Heer; er erschloß über

dasselbe einen vollständigen Sieg, und zwang die Perser zu einem vortheilhaften Frieden. Im folgenden Jahre, nachdem er die Unruhen, welche in Constantinopel selbst ausgebrochen waren, und nicht allein großes Blutvergießen veranlaßt, sondern auch einen Theil der Stadt in Asche gelegt hatten, mit kräftiger Hand gestillt, und seinem Kaiser den Thron und das Leben gerettet hatte, ging er mit einer Flotte nach Africa, um Silimer, den König der Vandalen, zu besiegen. Sein Heer bestand nur aus 15,000 Mann, dennoch eroberte er Carthago, besiegte den feindlichen König, und führte ihn gefangen im Triumph nach Constantinopel. — Justinian überhäufte ihn mit Günstbezeugungen, ließ ihm zu Ehren sogar Münzen schlagen, und ergriff immer neue Gelegenheiten, durch diesen großen Feldherrn, sich neue Siege zu verschaffen. Er sendete ihn nämlich nach Italien, um dort das Reich der Ost-Gothen zu vernichten.

Belisar landete mit seiner Flotte an den Küsten von Sicilien, eroberte die Städte Eracrus, Palermo und Neapel, schlug den gothischen König Vitiges, nahm ihn gefangen, zog siegreich in Rom ein, und brachte seinem Kaiser auch die Krone dieses Reiches und den

gefangenen König nach Constantinopel. Auch gegen die Bulgaren zog Belifar zu Felde, und auch hier war ihm der Sieg getreu. Diese großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, die Schlachten, in denen er sein Blut für dasselbe verspricht, die fremden Länder, die er seinem Kaiser erobert hatte, hätten diesen wohl fest überzeugen sollen, Belifar sey ein eben so ausgezeichnete Mann als ein treuer Diener seines Herrn. Aber der Neid anderer Menschen, die auch gern so groß und so berühmt gewesen wären, als er, und die doch nicht die Kraft dazu hatten, ihm gleich zu seyn, suchte ihn zu stürzen, und der mißtrauische Kaiser war leichtgläubig und undankbar genug, den Verläumdungen Gehör zu geben, die ihm zuflüsteren: Belifar habe verrätherische Absichten, und wolle sogar sich selbst auf den Thron schwingen. Er wurde der Verrätherie wirklich angeklagt, und der Kaiser, der den seltenen Mann, jetzt eben so sehr fürchtete, als er ihn früher geliebt und ihm vertraut hatte, setzte ihn aller seiner Würden, und ließ ihn in das Gefängniß werfen. Aber auch dies genügte noch nicht, der Kaiser fürchtete auch hier noch den kräftigen Mann, und wollte ihn wenigstens unfähig machen, ihm

zu schaden; er gab deshalb den grausamen Befehl, ihm die Augen auszustechen, und ihn des Landes zu verweisen. Die grausenhafte That wurde vollzogen, die treuen Augen, die für das Glück, die Ruhe, das Leben des Kaisers gewacht hatten, wurden mit glühenden Eisen ausgebrannt, und nachdem dies geschehen war, bemühte man sich, einem Führer aufzufinden, der den blinden Mann über die Gränzen des Reichs hinausbringen möchte. Ein öffentlicher Aufruf wurde deshalb erlassen, aber wer sollte sich zu diesem traurigen Geschäft wohl hergeben? — Endlich meldete sich ein Knabe, und erbot sich, der Führer des blinden unglücklichen Mannes zu seyn. Man machte dies dem Belisar bekannt, öffnete ihm das Gefängniß, nahm ihm die Fesseln ab, und gab dem Helden hierauf statt des Schwertes den Wanderstab in die Hand, um sein Vaterland auf immer zu verlassen. Belisar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grausame Behandlung tief niedergebeugt, und über die schauervolle Zukunft, die ihn erwartete, bekümmert, sondern das Herz war ihm auch zerrissen, daß er das Liebste auf der Welt verlassen sollte, nämlich seine Familie, und ganz besonders eine

Tochter, mit Namen Irene, die in kindlicher Treue und Zärtlichkeit von Jugend auf an ihn gehangen, ihn bisher allenthalben begleitet, ihm oft, wenn er siegreich aus dem Kampf zurückgekehrt war, die heiße, Blut besprigte Stirne getrocknet, und ihn mit zarter Hand nach den Mühseligkeiten seines schweren Berufes, gepflegt hatte. Wenn die Welt mit Bewunderung auf Belisar schaute, den Ruhm gekrönten Helden laut jubelnd pries, blickte sie mit banger Sorge auf den Vater, denn sie kannte nur die zarte Sorgfalt und Liebe einer Tochter für ihn, und stand wie ein guter Genius ihm zur Seite. Auch diese Tochter sollte er nun verlassen. — Das war zuviel für das Herz des unglücklichen Mannes! nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch den süßen Ton ihrer Stimme hören, nur einmal noch sie an seine Brust drücken, und dann als Bettler in die Fremde gehen. Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen, er wußte, daß er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem Vorhof des Gefängnisses befand, er rief ihn zu sich, und bat ihn leise, daß er ihn, ehe sie die Stadt verließen, doch noch einmal zu seiner Tochter Irene führen möchte, damit er auf immer von

ihr Abschied nehmen und ihr seinen Segen geben könnte. Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht antworten, er umfaßte des blinden Mannes Knie und weinte laut, denn es war ja die Tochter selbst, die sich von Allen losgerissen hatte, um auch hier nicht von dem Vater zu lassen, um auch hier als schützender Engel seine unsichern Schritte zu geleiten. Und so hat sie ihn denn auch hinausgeführt in die öde Fremde, hat sein trauriges Schicksal getheilt, bis er sein Grab fand, und so blieb der arme blinde Bettler, dennoch reich, durch die treue Liebe seines Kindes.

Geseget sey die Tochter, die der Schutzgeist ihres Vaters ist! —

Die Fahne.



Der Major von Helmbach hatte in einem Gefechte, wo er mit seinem Bataillon eine feindliche Batterie erstürmt, einen Fuß verloren. Als er wieder genesen war, und nunmehr um seinen Abschied bat, wollte sein König, der ihn als einer seiner ausgezeichnetsten Offiziere ehrte, ihn nicht aus seinem Dienste entlassen, sondern ihm vielmehr eine Anstellung im Civil-Dienste ertheilen, Helmbach aber lehnte dies bescheiden ab, und erwiderte:

„Ich habe dem Staate mit allen meinen Kräften gedient, habe selbst Gesundheit und Leben freudig aufs Spiel gesetzt, und bin rüthig nur immer vorwärts geschritten, um den Ruhm und das Glück meines Vaterlandes zu erkämpfen. Das Schicksal aber hat meinen Lauf gehemmt, hat mir ein Bein zerschlagen und mir hierdurch zugerufen: „Du sollst zurückkehren zu Deinem Dir von der Natur angewiesenen Wirkungs-Kreis, und sollst nunmehr Deine Vaterpflichten erfüllen!““ dieser Stimme will ich denn nun auch Gehör geben, zumal ich wohl als in

valider Soldat aus Erw. Königl. Majestät Dienst meine Entlassung suchen konnte, als Familienvater aber bis zum letzten Hauch meines Lebens im Dienste bleiben muß!“ —

Der König ~~ertheilte ihm~~ ^{hiernach} mit einer reichlichen Pension seinen Abschied, und Helmbach zog sich mit seiner Familie in ein kleines Landstädtchen zurück, wo er sich bloß der Erziehung seiner Kinder zu widmen gedachte.

Die Familie des Majors bestand aus zwei Knaben, mit Namen Friedrich und Gustav, welche, da die Mutter frühzeitig gestorben, bisher fast ganz allein von einer Tante erzogen worden waren. — Aber wenn die Tante auch mit größter Aufmerksamkeit für die Pflege und den Unterricht der Kinder besorgt gewesen war, so hatte sie doch nur ihr Betragen im Hause, und den pünktlichen Besuch der Schule im Auge halten können; wie weit aber die Knaben in ihren Kenntnissen vorgerückt waren, wie gut sie ihre Arbeiten geleistet hatten, das konnte die Tante nicht immer beurtheilen, da sie größtentheils in denjenigen Wissenschaften fremd war, die den Knaben gelehrt wurden. Es war dadurch manche Unregelmäßigkeit entstanden, die Knaben hatten flüchtig gearbeitet, um nur fer-

zu werden, und wieder zu ihren Spielen zu kommen, oder hatten auf Rathen anderer faulen Mitschüler sich einige Mal wohl gar die Arbeiten der Fleißigern zu verschaffen gewußt, um sie geradezu abzuschreiben, sie als eigne Arbeiten auszugeben, und die Lehrer auf diese Weise zu hintergehen. Den aufmerksamen Lehrern waren diese Vergehen oft nicht entgangen, und es hatten dann natürlicher Weise angemessene Bestrafungen erfolgen müssen, oft aber gelang es den Knaben doch, die Lehrer zu täuschen, und die Tante zu belügen, die ihre Pflegslinge zu lieb hatte und ihnen traute, wenn sie sich entschuldigten und ihr die Veranlassung der Strafen nicht der Wahrheit gemäß erzählten, ja sie stimmte ihnen wohl gar bei, wenn sie mit Thränen sich über die Härte der Lehrer beklagten und diese der Ungerechtigkeit beschuldigten, und gab sie bisweilen für krank aus, um sie nur aus der Schule zurückzubehalten, und ihnen die Strafen zu ersparen.

Als nun der Vater an der Krücke in seine Familie zurückkehrte, mußte ihm die Tante zunächst von allem unterrichten, dann nahm er seine Kinder selbst vor, prüfte sie in ihren Kenntnissen, ließ sich von ihnen alles genau

über ihr Verhältniß zur Schule erzählen, und befragte endlich die Lehrer selbst über seine Kinder. Aus dem allen erkannte er denn bald genug den wirklichen Stand der Sache, und daß seine Kinder in Gefahr ~~stünden~~, sowohl nichts zu lernen, als auch in stetlicher Hinsicht verdorben zu werden, und indem er der mütterlichen Tante dies alles genau vor Augen stellte, sagte er:

„Schweester, das Schicksal hat es gut mit uns gemeint, daß es mich an meiner Krücke nach Hause versetzt, damit ich hier das Obercommando übernehmen möchte; aus meinen Knaben hätten, wenn es so fortgegangen wäre, leicht lügenhafte Rangen werden können, wir hätten uns umsonst auf eine glückliche Zukunft gefreut, und umsonst unsere schönsten Hoffnungen auf die Kinder gestellt. Von jetzt an übernehme ich also das Commando, werde einen Unterbefehlshaber anstellen, und mache Dich jetzt zum General-Intendanten unserer kleinen Armee, die vor allen Dingen in andere Standquartiere ziehen soll.“

Er verließ hierauf seinen bisherigen Wohnort, die Residenz, obgleich alle seine Freunde ihn dort zurückzuhalten wünschten, und wählte sich ein kleines Landstädtchen, wo erst neuer-

dinge eine recht tüchtige Realschule errichtet worden war. Hier von den Zerstörungen der großen Stadt entfernt, und von den liebenden Augen des Vaters bewacht, sollten die Knaben zu braven brauchbaren Männern ihre erste Bildung erhalten.

Wie dem Major von Helmbach zugleich war bei jenem Gefechte auch sein alter Feldwebel Stramm gefährlich verwundet worden, auch er hatte dieser Wunden wegen aus dem Kriegsdienste entlassen werden müssen, und war seinem Major mit der Bitte gefolgt, daß er ihn bei sich behalten und ihn nunmehr in seine Dienste aufnehmen möchte.

„Das will ich wohl, Herr Feldwebel,“ antwortete der Major, „aber Sie müssen auch Ihren Dienst ferner wie bisher versehen, und mir besonders die Rekruten unter strenger Aufsicht halten wollen!“

Und als der alte Feldwebel meinte, er wolle zwar alles thun, was ihm sein Major beföhle, es möchte ihnen beiden künftig wohl aber gänzlich an Rekruten mangeln, so winkte der Major seine Knaben herbei, stellte sie den alten Stramm vor, und sagte:

„Hier Alter, sind die Rekruten. Wollen Sie die Inspection über diese übernehmen, so wie mein Parole-Befehl das Nähere besagen wird?“ —

Das will ich, ~~mich Herr Major?~~ erwiederte Stramm, stellte hierauf die Knaben in Reihe und Glied, commandirte: Marsch! und verließ mit ihnen das Zimmer.

Der Major setzte hierauf eine völlige Instruction für den Feldwebel auf, nach welcher die Knaben nun folgender Gestalt erzogen wurden.

Mit dem Schläge halb 6 Uhr des Morgens stand der alte Stramm in der Schlafkammer, und indem er mit den Fingern erst leise, und dann immer stärker den Wirbel auf einer alten Trommel schlug, gebot er ihnen aufzustehen. Sobald dies schnell und in seinem Beisein erfolgt war, verstattete er ihnen eine Frist von 10 Minuten sich zu waschen und anzukleiden, und erwartete sie hierauf in seinem Zimmer, wo sie sich einer genauen Musterung unterwerfen mußten. Hier wurde nachgesehen, ob ein jeder ordentlich gekleidet und rein gewaschen, ob das Haar gehörig ausgekämmt, und an der ganzen Kleidung nichts schadhafte^s oder unreinliches zu finden wäre. Dann mußten sie ihre Bücher,

Landcharten und Schreib-Materialien, als Federn, Bleistifte, Papier, Federmesser, Dintenfässer u. s. w. vorzeigen, und auch hier nachweisen, daß alles in gehörigem Stande sich befände, worauf sie der alte Geldweibel zum Vater führte, und in ihrer Gegenwart seinen Rapport über sie abgab. Der Vater, der sich ganz auf seinen Geldweibel verlassen konnte, gab nun in Folge dieses Rapportes entweder seine Zufriedenheit, oder Mißbilligung zu erkennen, bestimmte dann die Tagesordnung, prüfte, ob die in der Schule erhaltenen Aufgaben auch erfüllt wären, und ließ die Kinder, nachdem er vorher mit ihnen andächtig das Morgengebet verrichtet hatte, dann zur Tante eilen, um ihr einen guten Morgen zu wünschen, und das Frühstück zu empfangen; dann ging es wohl vorbereitet und rüstig in die Schule. — Sobald die Knaben aber von dort zurück kamen, mußten sie sich wieder beim alten Geldweibel melden, sich visitiren lassen, ob sie auch alle ihre Sachen zurückgebracht, oder ihre Arbeiten richtig abgegeben hätten, und durften dann, nachdem sie alles an die gehörige Stelle hingelegt, und der Alte: rüht Euch! commandirt hatte, fröhlich in den Garten eilen, und dort entweder ihre

Blumen- und Gemüsebeeten bestellen, oder in muntern Spielen ihre Kräfte und Gewandtheit üben. Mit dem Schläge 1 Uhr wurde zu Mittag gegessen, die Knaben mußten aber einige Minuten vorher sich im ~~Speis~~ ~~Zimmer~~ einfinden. Wer hier nicht reinlich und ordentlich erschien, wurde zurückgeschickt, um die Nachlässigkeit wieder gut zu machen, und erhielt keine Suppe. Ein runder Tisch war die Mittagstafel, dem Vater gegenüber saß der Feldweibel, zwischen beiden die Tante und die Kinder. Hier war aller Zwang entfernt, die Kinder wurden zu einer fröhlichen Unterhaltung aufgefordert, sie durften von ihren Freunden, von ihren Spielen erzählen, durften alles vom Vater erfragen, selbst ihre Meinungen bescheiden vertheidigen, und wenn vielleicht einmal die Unterhaltung stocken wollte, weil der Vater nicht mit der gewöhnlichen heitern Miene am Tische saß, und der Feldweibel wohl merkte, daß er entweder an seiner Wunde wieder bedeutende Schmerzen leiden, oder vielleicht andere Sorgen im Herzen tragen müsse, so fing er an vom Wetter zu sprechen: „denn,“ sagte er, „diese Unterhaltung paßt zu jeder Stimmung, man kann von ihr auf alles übrige leicht übergehen, und schon deshalb

ist das Wetter eine schöne Gottesgabe!“ er nahm denn auch gewöhnlich Gelegenheit, den Major an eine Zeit in ihren Feldzügen zu erinnern, wo es gerade eben solches Wetter gewesen sey wie heut, und nun knüpften sich an diese Erinnerungen andere, wichtigere, die alten Kriegsgefechten, arpißten dann aus ihrem vielseitig bewegten Leben, und die Tante und die Kinder hörten aufmerksam zu, und belebten durch eingestreute Fragen die Unterhaltung immer noch mehr.

Die Speisen waren ganz einfach, sie bestanden nur aus einer Suppe, einem zweiten Geschichte, und zum Nachtsch vielleicht aus einigen Früchten, welche die Jahreszeit bot. Die Portionen wurden den Kindern nicht ängstlich zugemessen, sie hatten die Freiheit zu essen, bis ihr Hunger gestillt war, denn obgleich die besorgte Tante Anfangs hier manche Einwendung machen wollte, so entgegnete ihr doch der Feldwebel:

„Ew. Gnaden sind zwar der General-In-
 undant unseres Corps, vor dem ich allen Re-
 spizer stehe, und ich sollte mich auch eigentlich
 in die Verpflegung desselben nicht mischen, zu-
 mal ich selbst eine Portion erhalte, mit der je-

der Staabs-Offizier zusehen seyn kann, allein geruhen Hochdieselben nur um sich und selbst auf die unvernünftigen Thiere zu schauen, es wird sich keines leicht den Magen verderben, sobald man ihm nur richtig vergibt, soviel zu fressen, als es bedarf. Bricht man ihn aber hie- weilen das Futter ab und läßt es hungern, so frisst es das nächste Mal entweder zu viel, oder es greift zu, wo es nicht soll. So ist es auch mit den Kindern, wollt ich sagen, mit den Re- kruten; satt muß der Rekrut werden, sonst über- stopft er sich das nächste Mal, oder er fängt an zu naschen; aber auswählen und mäkeln darf er nicht; er muß die gesunde Speise essen ler- nen, und wenn er sie auch Anfangs mit Ueber- windung hinterschlucken müßte: denn unsere Standquartiere sind nicht immer in einem Lande, wo die Zeigen auf den Dämen wachsen, oder eine Tante als Intendant angestellt ist!

Nach Tische, ehe sie wieder in die Schule gingen, nahm der Feldwebel, wie er es nannte, eine kurze Verdanungs-Übung mit ihnen vor, stellte sie in Reihe und Glied, ließ sie marschi- ren, schwenken, lehrte sie ihre kleinen Gewehre brauchen u. s. w. — Wenn nun die Schul- stunden endlich vorüber waren, wurde ihnen

eine kleine Erholung gegönnt; dann aber mußten sie ihre Aufgaben vornehmen, und mit Ruhe und Fleiß theils diese erfüllen, theils sich auf die Lehrstunden des künftigen Tages vorbereiten. Eine der Freistunden jedoch wurde gewöhnlich zum Spaziergang benutzt, und da ging es denn, im Winter auf die Eisbahn, im Frühjahr auf die schönen grünen Felder, im Sommer in den schattigen Hain, und im Herbst zu der Erndte oder nach den Weinbergen hinan. Der alte Feldweibel lehrte sie alles um sich her kennen, machte sie mit den Geschäften der Handwerker und Landleute bekannt, und störte sie in keinem erlaubten Vergnügen, selbst wenn einige Gefahr damit verbunden war; er ließ sie nach Gefallen klettern, werfen, springen, und wenn dabei auch einmal ein kleines Loch in die Kleidungsstücke gerissen wurde, oder einer von ihnen bei einem zu kurzen Sprunge in einen Graben fiel, und sich naß machte, oder vielleicht eine Beule gestossen wurde, so lachte er darüber und sagte:

„Kommt nur, daß wir der Frau Tante „messen, es befinde sich ein Bleistifter auf unsern Listen, sie wird denn schon Rath schaffen

„und die Konfirmanden-Kammer nöthigen Falls
„aufschließen!“

Die Abendstunde versammelte die Familie
um den Vater; hier wurde noch einmal alles
wiederholt und besprochen, was während des
Tages vorgefallen war; hier mußten die Kinder
ihre Schulbücher, mit den von den Lehrern
darunter geschriebenen Censuren und ihre neuen
Aufgaben vorzeigen; hier stattete der Feldwebel
über jeden einzelnen wieder genauen Rapport ab;
hier wurde Zufriedenheit und Tadel ausgesprochen,
und auch wohl Strafe verfügt; hier durften die
Kinder dem Vater alles vortragen, jeden bescheidenen
Wunsch ihm gestehen, die Lösung jedes Zweifels,
die Entscheidung jedes unter ihnen entstandenen
kleinen Streites verlangen; und war man mit
diesen Geschichten zu Stande, so las die Tante
entweder aus einem guten Buche vor, oder der
Vater und der Feldwebel erzählten Begebenheiten
aus ihrem Leben, wo sie Jengen von Muth
und Entschlossenheit, von Redlichkeit und Treue
gewesen waren; sie zeigten, wo bei den vorzüglichsten
Menschen immer Tapferkeit und Milde,
Selbstgefühl und Bescheidenheit, Muth und
Wahrheit vereinigt gefunden wurde, und unterließen
auch nicht, Beispiele aufzuführen, wo geistige

Anlagen und Vorzüge dennoch nichts gegolten
 und geleistet hatten: weil mit ihnen die Sitt-
 lichkeit der Gefinnungen nicht verbunden gewe-
 sen wäre. Die Kinder mußten nach einer sol-
 chen Erzählung, ihr Urtheil selbst über die darin
 vorkommenden Personen aussprechen; es ent-
 standen dann oft verschiedene Meinungen, die
 der Vater zu berichtigen suchte; und so wurde
 das Urtheil der Kinder selbst geschärft, und
 auf guten festen Grundsätzen aufgebaut. Bis-
 weilen umfaßte diese Unterhaltung aber auch ern-
 stlere Gegenstände, denn der Vater suchte seine
 Kinder, soviel es ihr Fassungsvermögen verstet-
 tete, auch mit den Einrichtungen, selbst mit den
 Gesetzen des Vaterlandes bekannt zu machen,
 damit sie von Jugend auf lernen möchten, was
 der Staat ihnen darbierte, und was er dagegen
 von ihnen verlangen müsse. Die Kinder fanden
 an dieser Unterhaltung nicht weniger ein großes
 Interesse, sie freuten sich auf alle die trefflichen
 Einrichtungen, die der Vater sie kennen lehrte,
 wie auf künftige Genüsse, die sie noch zu erwar-
 ten hätten, und suchten ihre Bekanntschaft mit
 den Gesetzen recht eifrig zu erweitern: weil es
 ihnen ein großes Vergnügen gewährte, sie schon
 jetzt auf ihr enger häusliches Leben anzuwen-

den, und die kleinen Vorfälle darin nach den Gesetzen beurtheilen und entscheiden zu können. Auf diese Weise gewöhnten sich die Kinder nach und nach wieder an Ordnung und Fleiß, sie lernten ihr Gefühl und Urtheil bändigen, sie gewannen Liebe und Vertrauen zu dem Vaterlande, das ihnen soviel Gutes und Treffliches gewährte, und erlangten Achtung vor Gesetz und Recht, vor Wahrheit und Redlichkeit.

Zwei Jahre waren verfloßen, da wurde der Major von einem Freunde besucht, der viel in fremden Ländern gelebt, und dort sich gewöhnt hatte, das Fremde höher zu stellen, als sein deutsches Vaterland. Dieser Freund war mit der Erziehung des Majors keineswegs zufrieden. Er hielt sie für zu streng, zu pedantisch, und behauptete, daß man statt einen unbedingten Gehorsam von den Kindern zu verlangen, sie nur durch Vorstellungen zu bewegen, durch Gründe zu überzeugen suchen müsse; und daß die Anwendung einer strengen militairischen Ordnung den Character eben so beschränke, wie ein enges Kleid den Körper; daß aber sowohl der Körper, als der Geist, in ungebundener Freiheit aufwachsen und sich entwickeln müßte, wor-

über man in den neuen Erziehungsgrundsätzen größtentheils einverstanden sey.

Der Major aber schüttelte den Kopf und sagte: das Neue ist nicht immer das Gute, und ein Vater muß bei der Erziehung seiner Kinder nicht leichtgläubig die Meinung anderer annehmen, sondern seine innige Ueberzeugung zu Rathe ziehen, und seiner eignen Erfahrung folgen. Es bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß der Mensch zuvor gehorchen lernen müsse, ehe er befehlen kann! — Wie wir als Kinder alles das lernen müssen, was wir späterhin im Leben brauchen, so auch den Gehorsam, den wir ja selbst von andern verlangen, und den der Staat von uns nicht entbehren kann. Wer frühzeitig seinen Eltern und Lehrern unbedingt vertrauen und gehorchen lernt, der wird auch künftig seinem Könige und den Befehlen des Landes gehorsam seyn; wer zeitig zu einer strengen Ordnung angehalten, wem die unweigerliche Erfüllung auch der schwersten Pflichten stets zur Bedingung gemacht wurde, der gewöhnt sich leicht an alle diese Tugenden, und übt sie fröhlich und ohne Zwang aus. Das Kind kann ja nicht immer des Vaters Absichten begreifen, es hat noch keine eigene Erfahrung, es darf oft

die Gründe noch nicht wissen, die den Vater und die Mutter zu ihren Anordnungen bestimmen; wie soll es nun urtheilen können, ob man von ihm auch Gehorsam verlangen dürfe, und ob es auch das, was die Eltern befehlen, thun wolle oder nicht?

Aber sollen wir denn alle nur von Feldwebeln und Unteroffizieren erzogen werden? — fragte der Freund.

Bewahre der Himmel! rief der Major: ich will ja aus der schönen freundlichen Welt nicht eine große Kaserne machen, und es hat ja auch nicht jeder einen so treuen Freund, wie ich, an meinem alten Stramm, der den Feldwebel mit der Kindermuhme zu versöhnen weiß; nein, die eigentlichen Feldwebel bei der Erziehung der Kinder müssen die Mütter seyn, denn wo die Mutter mit Redlichkeit und Treue, mit Milde und Strenge im Hause waltet, da wird es auch brave, an Ordnung und Sitte gewöhnte, Kinder geben, und, um in meiner Soldatensprache weiter zu reden, wenn die Mutter das schreiende Kind zu Ruhe bringt, wenn sie es essen und gehen lehrt, wenn sie ihm seine kindischen Wünsche erfüllt, oder versagt, wenn sie ihm zum ersten Male in der Wiege die Hände faltet, dann

beginnt das Rekruten-Exercitium, und es kommt alles darauf an, daß es gut und tüchtig durchgeführt werde. Darum soll man auf die Erziehung der Mädchen große Sorgfalt wenden, damit sie zu braven Müttern gebildet werden, denn ein Staat, in welchem die Mütter ihre Pflichten erfüllen, der hat auch gute Bürger. Meine Kinder haben leider keine Mutter mehr, die Tante und ein wirklicher Feldwebel haben sich die Mutterpflichten getheilt; freilich wird ihre Erziehung dadurch ernster und männlicher, aber ich hoffe, sie sollen auch das Leben ernster auffassen, und in seinen Prüfungen männlicher bestehen.

Der Freund lächelte und sagte: die Zukunft wird es lehren, wer von uns die besten Erziehungsgrundsätze beobachtet hat. Mögen unsere Kinder indessen fröhlich mit einander spielen, wir haben vielleicht in diesen Tagen schon Gelegenheit zu beobachten, wie die verschiedenen Ansichten und Grundsätze der Väter auf sie eingewirkt haben! — Er hatte nämlich seinen Curt, einen Knaben von 12 Jahren mitgebracht, der von den Kindern des Majors mit großer Freude empfangen wurde. Curt war ein hübscher, munterer Knabe, aber Gehorsam

und Ordnung waren ihm nur in sofern bekannt, als er beides zu üben Lust hatte. Sein Vater befahl ihm niemals etwas, sondern suchte ihn nur zu überzeugen, daß es gut und nöthig sey, das von ihm Verlangte zu erfüllen. That der Knabe es doch nicht, so erfolgte auf diesen Ungehorsam keine Strafe, sondern der Vater fing aufs neue an, ihn durch Gründe überzeugen zu wollen, bis der Knabe, den dies endlich langweilig wurde, schnell von etwas anderm sprach, oder den Vater küßte und davon sprang.

Man hatte Curt und seinem Vater ein gemeinschaftliches Schlafzimmer eingeräumt, allein dies gefiel dem Knaben nicht; er rief: „Weim Vater will ich nicht schlafen! Des Abends stört er mich durch sein spätes Schlafengehen, des Morgens durch sein vieles Tabakrauchen, oder er fängt an zu predigen und will mich zu überzeugen suchen, und das ist mir alles unerträglich. Ich will bei Euch schlafen, Ihr Jungens, denn Ihr gefällt mir, und wir wollen recht lustig seyn!“

Curt's Wille wurde erfüllt; als aber sein Bettchen in dem Schlafzimmer der andern Knaben stand, und er hier seine Sachen auspacken wollte, führte ihn Friedrich erst zu einer

Wandtafel hin und sagte: „Siehe Curt auf dieser Tafel stehen die Ordnungs-Gesetze, welche in unserer Stube hier beobachtet werden müssen. Lies diese Gesetze genau durch, denn wenn man in ein fremdes Land kommt, muß man sich zuvor um dessen Gesetze bekümmern; unser ~~Stube~~ ^{Land} ist unser Land, Du bist der Fremde, also bekümmere Dich um unsere Gesetze.“

Curt drehte sich aber um und lachte. „Was gehen mich die Gesetze an?“ rief er: „sie sind für Euch gegeben, und nicht für mich, ich bin ein freier Mensch, der thun und lassen kann, was er will, und sich seine eigenen Gesetze macht!“ und hiermit nahm er von der Stube Besitz. — Als man nach einem fröhlich verlebten Abend zu Bette gehen wollte, fielen dem Knaben mehrere naturhistorische Werke mit schönen Kupfern in die Hände, die er auf der Stelle noch durchblättern wollte. Der Feldwebel erinnerte zwar, es sey die Zeit zum Schlafengehen, auch wären sie alle ermüdet, und wollten diese Unterhaltung bis auf den morgenden Tag verschieben. ~~Als~~ Curt hörte nicht, er beharrte auf seinem Voratz, legte sich zwar auch nieder, nahm jedoch die Bücher mit zu Bette, stellte das Licht daneben und blätterte ruhig weiter. Die Erin-

nerungen des Feldwebels, die Verufung der übrigen Knaben auf die Stuben-Gefesse, halfen nichts, er antwortete bloß: Ich will nicht! und fuhr fort, seinen Willen durchzusetzen. — Da stand denn Friede sich ganz ruhig auf und löschte ihm das Licht geradezu aus. Curt aber wurde hierüber höchst aufgebracht, schimpfte, warf ihm die Bücher nach dem Kopfe, und fing laut an zu singen, um die übrigen wenigstens im Schlafe zu stören. Als er auf keine freundlichen Bitten auf keine ernste Erinnerung achten und mit seinem Lärmen nicht aufhören wollte, zündete der Feldwebel wieder Licht an, und sagte:

„Hört einmal, Cammeraden! was thut man mit einem Menschen, der in ein fremdes Land einwandert, dort aber sich den bestehenden Gesetzen nicht unterwerfen will, sondern vielmehr die Ruhe und Ordnung zu stören sucht? —

„Man sperrt ihn ein, oder man verweist ihn des Landes!“ riefen die Knaben.

„Ganz recht!“ erwiderte der Feldwebel. „Wir wollen es bei der Landesverweisung bewenden lassen!“ Er winkte hierauf den beiden Brüdern, und trug mit ihnen den kleinen Stram-

schleichen Eurt mit seinem Bette hinaus auf den dunkeln Corridor, ohne auf seine nunmehrigen Bitten und Versprechungen weiter zu achten, verschloß dann die Thüre, legte sich mit seinen Zöglingen ruhig schlafen, und ließ den furchtsamen, vor Angst weinenden Knaben in der Finsterniß drängen allein.

Am andern Morgen eilte Eurt sich über das Vorgefallene bei seinem Vater zu beklagen; dieser schalt zwar auf den alten Kamaschensnecht, wie er den Feldwebel nannte, daß er sich so hart gegen seinen Sohn benommen, wollte jedoch bei dieser Gelegenheit zugleich beweisen, daß es eine üble Gewohnheit sey, Abends im Bette zu lesen: weil es theils den Augen schade, theils, wenn man während des Lesens einschlafe, es auch höchst feuergefährlich werden könne, worüber man schon traurige Beispiele erlebt habe, und daß es daher besser sey, dieser Gewohnheit zu entsagen. — Letzteres hörte Eurt aber nur mit halben Ohren an, drehte sich auf den Absatz herum, und sagte: „Du hast mir früher gesagt: wer viel liest, lernt viel! des halb muß man viel lesen und auch im Bette; denn das letzteres schädlich sey, kann ich nicht einsehen, und deshalb werde ich lesen, wie und

wo ich will!“ und hiermit sprang er fort und ließ den Vater stehen.

Es war Sonntag, das Wetter heiter und schön, und die Knaben erhielten Erlaubniß mit ihrem kleinen Gaste einen Spaziergang zu machen. Sie führten ihn hinaus in die Weinberge, von wo man nicht allein die schönsten Ausichten in die Umgegend hatte, sondern wo auch bereits herrliche reife Kirschen zu haben waren. Curt war ausgelassen lustig, neckte die übrigen Knaben unaufhörlich, zerriß ihnen die Blumen, die sie zum Kranz winden wollten, und schlug endlich eine recht tolle Schmetterlings-Jagd vor. — Friedrich versicherte, daß sie zu einer solchen Jagd gern erbötig seyn würden, wenn es ihnen nicht theils untersagt wäre, in ihren guten Sonntags-Anzügen dergleichen Spiele zu unternehmen, wo die Kleider leicht beschädigt werden könnten, theils in den Weinbergen unvorsichtig umher zu laufen, wo man leicht Schaden anrichten könne, und sich den harten Zurechtweisungen der Winzer aussetze. — „Was gehen mich die Sonntags-Kleider und die Weinberge an! rief Curt, „ich bin ein freier Mensch und werde mich durch so etwas nicht stören lassen; mit den groben Winzern will ich

übrigens schon fertig werden!“ und hiermit sprang er fort, über Stock und Stein, setzte über die Zäune hinweg und jagte mit einer Ruthe einem schönen Pfauenauge nach. Der nächste mit Dornen überflochtene Zaun machte schon einen kleinen Riß in die weiße Halskrause, Curt aber ließ sich nicht stören, jagte nur um das ~~Wald~~ ^{Wald} ~~Wald~~ ^{Wald} den Schmetterling durch den Weinberg nach, und schlug mit seiner Ruthe dergestalt um sich her, daß die Blätter von den Weintrauben herabfielen.

„Junger Herr!“ rief der herbeieilende Winger: „treiben Sie nicht solchen Unfug in meinem Weinberge, Sie beschädigen ja die Weinstöcke, ich werde Sie pfänden!“

„Das unterfang er sich!“ rief Curt, aufgebracht, daß ihm der Schmetterling indeß entkommen war, und hob Steine auf, um den Winger damit zurück zu treiben.

„Ei,“ sagte der Winger, „wenn das so weiter kommen soll, dann will ich einen andern schicken, der den ungezogenen Jungen her austreiben wird!“ und hiermit rief er: „Spiz! paß auf!“ und der Hund folgte sogleich der Weisung seines Herrn, stürzte sich auf Curt zu, holte den erschrockenen davon laufenden Knaben noch vor

der Weinbergsthür ein, hielt ihn dort an den Beinkleidern fest und würde ihn wahrscheinlich rüchtig gebissen haben, wenn auf das jämmerliche Geschrei des Knaben nicht die beiden Brüder herbeigeeilt wären und ihn von dem Hunde befreit hätten.

Epizen-Kragen und Beinkleider waren zerissen, Eurt stellte sich, als ob er sich nichts daraus mache, und zog die andern Knaben weiter mit sich fort. Sie kamen einem Weinberge vorüber, auf dem die Bäume voll der schönsten Kirschen hingen, und Eurt fühlte großen Appetit sich an diesen Früchten satt zu essen. „Wir wollen in das Weinbergshäuschen gehen,“ sagte Gustav, „dort ist ein armer lahmer Knabe, welcher die Vögel von den Kirschbäumen scheuchen muß, bei dem kann man Kirschen für Geld bekommen.“

„Für Geld?“ rief Eurt, „was ich mir selbst pflücken kann, brauche ich nicht zu bezahlen!“

„Du wirst doch fremdes Eigenthum schonen, und nicht wie ein Dieb einbrechen wollen,“ meinte Friedrich: — „kennst Du nicht die Gesetze, und selbst die Gebote der Bibel?“ „Ei was!“ erwiderte Eurt, „ich habe freien Willen, und

kümmere mich um keine Gesetze! die Kirschen hat der liebe Gott für alle Geschöpfe wachsen lassen, ich will mir nun einmal die Kirschen selbst pflücken, will kein Geld dafür ausgeben, und der dumme lahme Junge dort im Gartenhäuschen, soll mich gewiß nicht daran hindern! mit diesen Worten sprang er über den Gartengang, kletterte wie eine Kage auf den schönsten Kirschbaum und riß alle Früchte ab, die er nur erlangen konnte. Der lahme Knabe lief herbei, schallt und weinte, aber Curt lachte ihn aus, und warf ihn die Kirschkerne ins Gesicht.

„Du bist ein böser Junge!“ schallt Friedrich, „bist ein Dieb! ich werd' es Deinem Vater sagen, wenn Du nicht auf der Stelle die Kirschen bezahlst!“ Curt aber lachte ihn aus, und ließ sich nicht stören.

„Wenn Du nicht den Augenblick vom Baume gehst,“ rief der aufgebrachte Gustav, „so treib' ich den Dieb selbst herunter!“

„Laß Die die Lust dazu vergehen, Brüdern,“ antwortete Curt höhnisch, „Du darfst ja ~~best~~ nicht klettern, denn Du hast ja die Sonntagskleider an; und da bin ich vor Dir

sicher!“ Gustav antwortete nicht, zog aber den lahmen Knaben schnell ins Gartenhäuschen; in wenigen Minuten erschien er wieder, hatte die Kleider mit dem Knaben gewechselt, und rief von Zorn entzündet: „Sieh Dursche, nun darf ich klettern, und nun soll ich Dir zeigen, wie man fremdes Eigenthum achten und beschützen soll!“ Er kletterte mit großer Gewandtheit den Kirschbaum hinauf, und schlug den diebischen Eurt mit einer Ruthe so derb auf die Finger, daß dieser schreiend vom Baume herab-rutschte. Unten aber empfing ihn Friedrich, zog ihn ins Gartenhaus, und nöthigte ihn, den lahmen Knaben zu entschädigen.

Gustav hatte indeß seine Kleider wieder gewechselt, Eurt verlangte nach Hause zum Vater, und so traten die Knaben denn den Rückweg an. Friedrich erzählte dem alten Feldwebel, was vorgefallen war, und während Eurt die zerrissenen Kleider mit andern vertauschte, suchte der alte Stramm die beiden Väter auf, um ihnen über das Vorgefallene seine Meldung zu machen. Der Major billigte das Benehmen seiner Knaben, der Freund aber schien unzufrieden, daß man seinem Sohne Zwang angelegt habe, ließ sich in seinen Erziehungs-

glaubstagen nicht irre machen, diesen Vorfall aber die Veranlassung seyn, den Major früher zu verlassen. — Beim Abschied sagte er: „unsere Knaben scheiden nicht als Freunde; vielleicht werden sie sich späterhin im Leben besser verständigen, wenn die Deinigen mehr eignen ~~Wissen und~~ ~~Wenige~~ mehr Erfahrung erlangt haben werden, dann wollen wir sehen, ob die beschränkte oder die freie Erziehung, bessere Staatsbürger liefern wird.“

Die Knaben des Majors wuchsen kräftig und rüstig auf, sie wurden beide an einem Tage confirmirt, und sollten nun das älterliche Haus verlassen, indem der Älteste, der zu studiren wünschte, ein Gymnasium beziehen, der zweite aber, der den Militärstand gewählt hatte, im Cadettenhause aufgenommen werden sollte. Am Tage ihres Abschieds, wo ihnen der Vater manche gute Lehre mit auf den Weg gab, und sie damit die heiligsten Versprechungen vor ihm ablegten, trat der alte Feldwebel herein und sprach:

„Mein Herr Major, ich wollte melden, daß meine Rekruten jetzt ausgerüstet sind. Ich bin mit ihnen zufrieden gewesen, und wenn sie sich auch bei manchen Handgriffen ungeschickt

angestellt, so ist es doch am Ende gut gega-
 an, und sie werden mit Gott ein paar tüchtige
 Jungs werden, in welches Regiment man sie
 auch einstellen mag. ~~Dort~~ wird man sie denn
 wohl zur Fahne ~~schreiben~~ lassen, ~~aber~~ sie sollen
 auch uns verpflichtet bleiben, denn wir stehen
 hier im Namen Gottes und der Welt. — Wenn
 der Soldat zur Fahne schwört, so muß er die
 Hand auf die Fahne legen, und dann einen
 Nagel in dieselbe einschlagen, zum Zeichen, daß
 ihn nichts von ihr losreißen solle. — Die Fahne
 empfängt dann den Schwur im Namen des Va-
 terlandes; aber der Sohn soll auch die Freude
 und die Stütze des Vaters seyn, drum eh' ihr
 uns verlaßt, ihr Jungs, sollt ihr auch die
 Hand auf die Krücke eures Vaters legen, und
 sollt jeder einen Nagel in dieselbe einschlagen,
 als ob es die Fahne sey. Ihr sollt die Krücke
 nie vergessen, und der Vater, wenn er die ein-
 geschlagenen Nägel sieht, wird hoffen und glau-
 ben, er stütze sich auf Euch.“

Mit diesen Worten reichte er den Knaben
 die Krücke und zwei silberne Nägel: sie schlu-
 gen diese Nägel ein, drückten einen heißen Kuß
 auf die Stelle, und gaben dem Vater dann die
 Krücke zurück.

Mehrere Jahre waren verfloßen, Friedrich hatte bereits die Universität bezogen, und Gustav war bei demselben Regiment Fähnrich geworden, in welchem Curt schon als Offizier stand. — Beide Brüder waren als Muster der Ordnung und Redlichkeit geachtet und geliebt; sie hatten das Meiste tüchtig gelernt, der eine im Volk, der andere im Militairstande, und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Da brach ein Krieg aus, das Vaterland wurde unver schuldet mit einem mächtigen Nachbarstaate in Streit und Kampf verwickelt, es sollte sich unter die Anmaaßungen eines fremden Volkes beugen, und seine Selbstständigkeit verlieren. Und der König rief endlich sein Volk zu den Waffen; Freiwillige stellten sich in die Reihen der Streiter, um das Vaterland zu vertheidigen und den deutschen Namen zu schützen. Auch Friedrich meldete sich als Freiwilliger bei dem Regimente seines Bruders, und wurde hier wegen seiner tüchtigen juristischen Kenntnisse als Auditeur angestellt. Beide Brüder waren erfüllt von Muth und Vaterlandsliebe, und konnten sich daher mit ihrem ehemaligen Bekannten dem Lieutenant Curt nicht verständigen, der mit vielen Verhältnissen und Einrichtungen seines

Vaterlandes unzufrieden war, sich selbst nicht geachtet genug glaubte, die Schuld davon nicht auf sich, sondern auf die Menschen um sich her schob, und deshalb dem fremden jetzt feindlichen Volke ganz besonders gegnerisch war, weil er meinte, es sey dort die goldne Freiheit zu finden, und dort das Glück leichter zu erhaschen, wo man nicht so wie hier allenthalben an die Schranken der Ordnung anstoße. Der verständige Friedrich mochte ihm dagegen einwenden was er wollte, er mochte ihm die sprechendsten Beweise von der Weisheit und Tugend des Regenten, von den Fortschritten des Staates in Künsten und Wissenschaften, von der vortreflichen Gesetzgebung anführen, Curt blieb doch bei seiner Behauptung: Es gebe hier kein freies ungebundenes Leben, und der Begriff von Vaterlandsliebe sey eigentlich ein Hirngespinnst, und könne nur so lange aushalten, als das Vaterland alle unsere Wünsche und Erwartungen erfülle. Die beiden Brüder zogen sich von Curt zurück, denn sie fühlten, daß derjenige entweder nicht gut oder nicht glücklich seyn könne, dem die Liebe zum Vaterlande fremd sey.

Das Regiment stand dem Feinde gegenüber, und Curt hatte einen Vorposten zu comman-

hien. Wie er nun an keine Ordnung und an kein Gesetz gewöhnt war, wie er von Jugend auf nur seinen Ansichten und Neigungen folgen mochte, wie er dadurch auch verlernt hatte, das hoch zu achten, was dem Menschen sonst so heilig ist; so machte er sich auch jetzt kein Gewissen daraus, Pflicht und Ehre zu verlegen, sein Vaterland zu verrathen und zum Feinde überzugeben.

„Ich will nicht in den Fesseln leben, die ihr kurzsichtige Menschen Pflicht und Gewissen nennt!“ schrieb er in einem Briefe, den er an Friedrich zurückgelassen hatte: „Die ganze Erde gehört dem Menschen, er kann sich aufhalten, wo es ihm am besten gefällt, und ist ein Dummkopf, wenn er an der Sandscholle kleben bleibt, die der Thor sein Vaterland nennt. Ich verlasse Eure pedantische mit widrige Gemeinschaft und gehe dorthin, wo ungebundene Freiheit wohnt; in Euren Bestimmungen und Vorstellungen beruht keine Kraft, keine Begeisterung, ihr müßt jedenfalls unterliegen, ich aber will bei den Siegern stehen. Lebt wohl, ich werde mich der Besiegten annehmen!“

Friedrich las diesen Brief mit Kummer,

und es war ihm ein höchst schmerzliches Gefühl, als Auditeur die Untersuchung gegen den Ueberläufer Eurt führen und seinen Namen sogar an den Galgen schlagen ~~sehen~~ zu müssen.

Die feindlichen Heere waren immer näher an einander gerückt, eine Schlacht begann, und das Regiment, in welchem Gustav die Fahne trug, bildete die äußerste Spitze des linken Flügels. Der Feind hatte in der Nacht diesen Flügel umgangen, mit großer Uebermacht stürzte er sich auf denselben und brachte ihn zum weichen. Die feindliche Cavallerie blieb auf Gustavs Regiment ein, und drängte es bis an das Ufer eines reißenden Stromes zurück; die Glieder waren zerissen, die Nebenleute von Gustav waren gefallen, er stand mit der Fahne fast noch allein. Da kam ein Trupp feindlicher Reiter auf ihn zugesprengt; der Offizier der ihn führte, war Eurt, er erkannte den Fahnenräger, und rief ihm hohlachend zu: „ergieib Dich Du Vaterlandsvertheidiger, Deine Fahne sey meine Beute!“ — Gustav sah, es war keine Rettung mehr, aber die Fahne sollte nicht in Feindes Hand gerathen; er wendete sich schnell ab, hüllte sich dicht in die theure Fahne ein, und stürzte sich vom steilen Ufer in die Fluthen

des Stromes. — Die Reiter hielten erkannt ihre Rösse zurück, keiner wagte den gefährlichen Sprung ihm nach, sie mußten zusehen, wie der Fluß dem mit dem Tode ringenden, seine Fahne fest umklammernden Jüngling ruhig mit sich fort trug.

Als der Abend nahte, war die Schlacht entschieden, die Feinde waren geschlagen und der Ueberläufer Curt gefangen genommen worden. Man führte ihn vor das Zelt seines Generals, wo auf einer Bahre Gustavs Leichnam lag, an seiner Seite die gerettete Fahne. Friedrich, der neben dem Todten stand, wendete sich zu Curt mit der ernststen Frage: „Wer von Euch beiden ist jetzt der Sieger? wer möchtest Du jetzt lieber seyn, Curt oder Gustav?“ — Der Gefragte antwortete mit niedergeschlagenem Blicke: „ich möchte Gustav seyn!“ — Er wurde hierauf abgeführt, und noch am selbigen Abend erschossen.

Als nach beendigtem Kriege, Friedrich seinen Vater besuchte, empfing ihn der Feldwebel mit entblößtem Haupte an der Thür, und als der Vater den Sohn gerührt an seine Brust drückte, und den Namen Gustav leise aus-

sprach, nahm der Feldwebel die Krücke, zeigte auf den eingeschlagenen Nagel, drückte ihn an seinen Mund, und rief: „Achtung! präsentiert das Gewehr!“ — „~~Hoch~~ lebe König und Vaterland!“

Der Juwelier.



In den mit Gold- und Silber-Arbeiten, und kostbaren Juwelen reich ausgeschmückten Laden des Hofjuweliers Hartung, trat ein Bauernknabe hinein, und sagte den hageren Buchhalter, der eben mit bedenklicher Miene beschäftigt war, mehrer Sachen von Werth auszupacken:

„Hör' er mal, Musje, ist er hier der goldne Dofenschmidt?“

„Was willst du schmutziger Bursche, und wem suchst Du hier?“ fuhr ihn der Buchhalter an; „pack Dich hinaus, hier wird nicht gebettelt!“

„Nun, nun, nur nicht gleich so grob!“ sagte der Knabe: „ich bettele nicht, und mag auch von ihm nichts haben, aber den Meister will ich sprechen!“

Dort kommen der Herr Hofjuwelier selbst! sagte der Buchhalter, und zeigte auf Hartung, der eben zu einer Seitenthüre hereintrat. Als der Knabe ihn erblickte, ging er auf ihn zu und sagte lachend: „Hört ein mal Herr Gold Schmiedemeister, Ihr seyd ein Hasensfuß. Wer wird sich

denn vor das Bißchen Hundegeknurre gleich so fürchten!“

„Ha, Bube!“ rief Hartung: „Dir gehören wohl die beiden wüthenden Hunde, die vor dem kleinen Milchwagen dort angespannt sind?“

„Ja wohl gehören sie mir!“ entgegnete der Knabe: „es sind aber ein paar sehr gute Hunde, Wolf und Fuchs, und thun auch keinen Menschen etwas; wenn aber einer so auf sie losgeduselt kommt, als wollte er meinen Milchwagen in Grund und Boden rennen, dann zeigen sie ihm freilich die Zähne, weil sie nicht sprechen können, und da denst der Hasenfuß gleich, es wird ihn ein toller Hund beißen, will über die Gasse springen, fällt dabei fast auf die Nase, und verliert seine Sachen aus Angst. Ich aber habe das Ding aufgehoben und bring' es Euch hier wieder;“ und hiermit reichte er ihn eine kostbare goldne Dose hin, die Hartung verloren hatte.

Der Juwelier war zu einem ihm nahe wohnenden reichen Mann gerufen worden, der ihm verschiedene Kostbarkeiten ablaufen wollte, hatte mehrere dergleichen zu sich gesteckt gehabt, und war auf dem Rückwege wirklich vor den an dem Milchwagen gespannten Hunden erschrocken,

hätte ihnen durch einen Sprung ausweichen wollen, und dabei die goldne Dose verloren. Hartung sah den Knaben fest an, und sagte: „Nun, Du weißt wohl nicht, was die Dose werth ist, die Du mir hier wieder bringst?“ „Ich brauch es auch nicht zu wissen,“ antwortete der Knabe, „denn sie gehört mir nicht. ~~Blas~~ ~~ist~~ ~~es~~ ~~zu~~ ~~gering~~, aber die Herz-Großmutter sagt: „laß Dich den Teufel nicht blenden!“ Erstaunt und erfreut über die Niedlichkeit des Knaben dankte ihm der Juwelier auf das freundlichste und wollte ihm drei blanke Thaler zur Belohnung geben, aber der Knabe schüttelte mit dem Kopf und sagte: „da würde mir meine ~~Herr~~ Großmutter das Leder schöne auspelzen, wenn ich das annehmen wollte, denn sie müßte ja glauben, ich hätte das Geld erbettelt, oder gar gestohlen. Nein, Herr Gold Schmiedemeister, seine Tabacksdose hat er, nun behalt er auch sein Geld. Will er mir und meinen ~~Hunden~~ aber einen Gefallen thun, so kauf er mir ~~mir~~ geschwind meine ganze Milch ab, damit wir wieder früher zur Herz-Großmutter nach Hause ~~kommen~~!“

Der Juwelier erfüllte des Knaben Wunsch, kaufte die ganze Milch, die kaum einen Thaler

an Werth betrug, und ließ einen großen Theil davon in eine Schüssel gießen und sie den Hunden zur Erquickung vorsehen, während der Knabe selbst nur eine Buttersemmel von ihm annahm.

„Hört!“ sagte der Knabe, als er nach Hause fahren wollte: „Ihr seid ein hübscher Mann, und wenn ihr ein solches Vergnügen habt, die Hunde zu füttern, so will ich alle Tage mit der Milch die ich nicht gleich los werden kann, zu euch kommen, und dann sollen meine Hunde sich bei Euch recht satt schlucken!“

Des andern Tages erschien der Knabe, in den Nachmittagsstunden auch richtig wieder, suchte den Juwelier auf und sagte ganz traurig: „aus unserm Spass mit der Hundefütterung wird nichts! ich habe Herz-Großmuttern die ganze Geschichte erzählt, und der war es zwar recht, daß ich euer Geschenk nicht angenommen hatte, aber darüber hat sie mich sehr ausgescholten, daß wir die Milch den Hunden gegeben haben, denn die Milch, sagt sie, ist zu schade für die Hunde, Du hättest sie lieber wohlfeiler an arme Leute verkaufen sollen, als daß sie Dir der reiche Mensch für die Hunde abgekauft hat, und wenn du auch so dumm bist, Deinen Thieren alles in den Hals zu stecken,

„hätte doch der alte Meister klüger seyn sollen, als Du!“

„Die Großmutter hat recht!“ sagte der Juwelier: „Du sollst mich zu ihr führen!“ und hiermit nahm er Hut und Stock, und folgte raschen Schrittes dem Knaben, der fröhlich auf seinem Hundemägelchen vor ihm daher fuhr.

Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und ganz abwärts von der Heerstraße, lagen mehrere Weinberge mit den Wohnungen der Winzer versehen; dort stand auch am Fuße eines Weinberges das Häuschen, welches die Großmutter bewohnte. Jemehr sich ihm der Knabe mit seinem Fuhrwerk näherte, um desto schneller liefen die Hunde, und wie ein ungeduldiges Roß wehert, so blaste dieses Gespann vor Freude und Ungeduld, als es seine Heilmath erblickte.

„Großmutter! Herze-Großmutter!“ schrie der Knabe schon von fern; „seht doch, der reiche Mensch kommt hinter mir her! und die Hunde haben heut noch nichts gefressen!“

„Das wollte ich Dir auch gerathen haben, Du Milch-Verschwender!“ sagte die Alte, die in der Thüre stand, und die Hand über die Augen hielt, um auf den Weg hinauszuschauen,

auf dem der Juwelier raschen Schrittes gegangen kam; dann setzte sie bedächtig hinzu: „das also ist der reiche Mann? Gott gebe daß es nicht der Böse ist, der uns verblenden will?“ —

Während Worig, so hieß der Knabe, seine Hunde ausspannte, war Hartung von der Großmutter begrüßt und in das Stübchen geführt worden. Hier fand er die größte Ordnung und Reinlichkeit, und erfuhr, daß der kleine Weinberg das Eigenthum der Alten sey, und daß sie mit ihrem Enkel, der seine beiden Eltern frühzeitig verloren hatte, von dem Ertrage desselben lebe. Die Großmutter bestellte mit einer Wagd und einem Tagearbeiter den Weinberg, und Worig fuhr mit seinen Hunden, die Milch und Früchte in die Stadt, und ging dabei, so viel es der Verkauf zulassen wollte, auch zugleich in die Schule.

Zufriedenheit, Frömmigkeit und die größte Einfachheit waren in dieser Hütte einheimisch, und es ward hier dem Juwelier so wohl um's Herz, als ihm zwischen seinem Gold und Silber lange nicht gewesen war. Man betriebete ihn mit den schönsten Früchten, die ihm Worig im Weinberge pflückte, und er durfte nicht von fern den Gedanken äußern, als wollte er irgend

was dafür bezahien. Als er darüber seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, sagte die Alte:

„Ich weiß es recht gut, Herr Goldschmidt, daß ihr ein reicher Mann seyd, und von uns nichts geschenkt zu nehmen braucht. Ihr denkt auch wohl, eine Hand wäscht die Andre, und da habt Ihr recht, aber Geld nehm ich nicht; wollt ihr etwas thun, so könnt Ihr dem Jungen hier einmal ein gutes Schulbuch schenken, und das eßt Ihr dann wieder in Weintrauben bei mir ab.“

Der Juwelier erfüllte beides, er sorgte für Schulbücher, und besuchte auch die Alte oft auf ihrem einsamen Weinberge, nahm auch wohl sein kleines Töchterchen, Mathilde, der die Mutter frühzeitig gestorben war, mit sich hinaus; und während die Alte dem Vater aus ihrem langen Leben manches Merkwürdige erzählte, und ihm dabei ein Gemüth zeigte, was die schwersten Prüfungen des Lebens mit steter Ergebenheit bestanden hatte, führte Moriz die kleine Mathilde zu den schönsten Wein-~~stauden~~ oder Obstbäumen, ließ sie dort selbst die reifsten Früchte pflücken und fuhr sie auch wohl bisweilen, wenn er ihr ein besonderes Vergnü-

gen machen wollte mit seinen Hunden im Weinberge spazieren.

„Aber mein allerliebste Mathildchen, wo führt sie denn den Papa immer hin?“ fragte Herr Schäfer, der Buchhalter: „Das geht ja jetzt alle Nachmittage hinaus, und sonst war der Papa nicht aus dem Hause zu bringen?“

„Wir besuchen den Milchjungen und seine Großmutter,“ entgegnete Mathilde, und erzählte dem neugierigen Buchhalter alles, was ihre Spaziergänge mit dem Vater anbetraf. Herr Schäfer der jeden Tritt und Schritt seines Herren belauschte und eifersüchtig war, wenn er nur entfernt glauben konnte, daß außer ihm noch jemand anderes die Gunst und das Vertrauen seines Herren genöÙe, die er nur zu gut zu seinem Vortheil zu benutzen verstand, suchte bald genug den Weinberg auf, um ebenfalls die Bekanntschaft der alten Großmutter dort zu machen. Die einfache alte Frau, und der unbedeutende Bauerknabe schienen ihm aber nichts weniger als gefährlich, und er beredete vielmehr Herrn Hartung nur noch öfter seine Spaziergänge zu wiederholen, damit er selbst desto unbemerkt im Hause und in der Handlung sein Wesen treiben konnte, wo ihm seit Ma-

ihres Mutter gestorben war, fast alles überlassen-blich.

Eine ungünstige Witterung hatte den Juvener mehrere Wochen von seinen Spaziergängen zurückgehalten; als eines Morgens der Knabe Moriz, mit ausgeweinten Augen in Hartung's Zimmer trat, und mit bebender Stimme sagte: „die Herze-Großmutter läßt Euch schöne grüßen, und ich soll Euch sagen, daß sie gestern Abend gestorben ist!“

„Die Großmutter ist todt?“ rief Hartung traurig, griff nach Hut und Stock, und folgte dem weinenden Knaben nach dem Weinberge. Da erzählte ihm denn die Magd, daß die Alte vor wenigen Tagen erkrankt und gestern gestorben sey, und daß sie auch seiner gedacht, und besonders den verlassenen Knaben nimmer seiner Fürsorge anbefohlen habe. Hartung beschloß auch diese Sorge zu übernehmen, er selbst kaufte den Weinberg, der Schulden halber feil geboten werden mußte, und nahm den Knaben in sein Haus, um ihn hier sorgfältiger zu erziehen und ihn in seiner Kunst zu unterrichten. Moriz war gut und brav, er that alles um Hartung's Güte zu verdienen; er war in der Schule fleißig, und fand sich

geschickt in seinen neuen Beruf; je mehr er aber die Zufriedenheit und Gunst des Meisters gewann, um desto verhaßter wurde er dem Buchhalter, der wohl einsah, daß Moriz ihm bald genug in Ausführung seiner Betrügereien im Wege stehen würde, insofern es ihm nicht gelingen sollte die Redlichkeit des Knaben selbst wankend zu machen. Er vertraute dem Knaben deshalb zuvörderst die Schlüssel der Speisekammer an, und setzte dort manche Leckereien hinein, von denen er ihm erst zu kosten gegeben; denn er glaubte, daß Moriz nicht widerstehen, sondern heimlich davon naschen würde; und sagte oft zu sich selbst: fängt der Knabe nur erst an heimlich zu naschen, dann wird er auch weiter zugreifen. Er betrog sich aber; denn der Knabe hatte die Lehren der Großmutter über Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht vergessen, und die Leckereien verdarben eher, als daß sie Moriz angerührt hätte. Der Buchhalter versuchte es auf eine andere Weise; er öffnete mit seinem Hauptschlüssel heimlich die Vorrathskammer, entwendete heimlich manches daraus und wenn es dann fehlte, und er den Knaben darüber erst hart anließ, gab er sich dann das Ansehen, als wenn er aus Güte für

die Sache dießmal verschweigen und sie dem Meister nicht verrathen wolle, damit Moriz auf die Nachsicht bauend, die Furcht vor der Strafe verlieren und dergleichen Sachen selbst dreister begehen möchte. Der ehrliche Moriz sann aber vielmehr darauf, den Dieb an das Tageslicht zu ziehen, und da er bestimmt glaubte, daß es Ragen oder Ratten seyn müßten, so bat er Herrn Hartung einen seiner getreuen Hunde, die jezt nicht mehr den Mistwagen zogen, wohl aber den Weinberg bewachen mußten, zu sich nehmen zu dürfen, um der Räucherel, von der er seinem Meister im Geheim erzählte, auf die Spur zu kommen. Moriz erhielt die Erlaubniß, sprang auf den Weinberg hinaus, holte im Geheim seinen getreuen Wolf herbei, und da es schon Abend geworden war, als er zurückkehrte, so säumte er nicht, sich sofort mit ihm in der Speisekammer einzuschließen, und dort mit ihm in einem dunkeln Winkel den Dieb zu erwarten. Schäfer wußte nichts von der Rückkehr des Knaben, hielt sich für ganz sicher, und schlich heimlich in die Speisekammer. Als nun Moriz das leise Öffnen der Thüre vernahm, und in der Dunkelheit die Gestalt nicht erkannte, die herein schlich und sich über die

Speisen hermachte, so hegte er seinen Wolf an, der denn auch mit einem unerwarteten Sprunge den Buchhalter bei der Brust faßte und ihn zu Boden warf. An dem Geschrei erkannte Moriz bald den Dieb, rief den Hund schnell zurück, und da der Buchhalter jetzt bald die Lage der Sache durchschaute, und sich nicht allein durch mancherlei Vorspiegelung zu rechtfertigen suchte, sondern auch den Knaben mit Bortwürfen und Drohungen bestürmte, so versprach dieser endlich den Vorfall zu verschweigen, wogegen ihm der Buchhalter verzeihen wollte. Schäfer aber vergieh ihm nicht, er hatte Morizens Verderben jetzt fest beschloffen, und während er auf eine feine Weise den Saamen zur Unzufriedenheit mit Moriz in die Seele des Meisters zu streuen suchte, legte er seinen Plan feiner an, um ihn bald ganz verstoßen zu sehen.

Seit einiger Zeit waren dem Juwelier nämlich oft Sachen von Werth entwendet worden, er wußte bestimmt, daß er sie noch am Tage zuvor in den wohlverschlossenen Glasschränken seines Gewölbes gesehen hatte, und doch fehlten sie jetzt, ohne daß die Spur eines gewaltsamen Einbruches zu entdecken gewesen wäre. Einige Mo-

nach später geschah wieder ein ähnlicher Diebstahl, und so ging es fort und fort, ohne daß irgend jemals etwas entdeckt worden wäre. Der Meister war höchst betroffen, sich in seinem eigenen Hause nicht mehr sicher zu wissen; doch hielt er die Sache, auf Rathen des Buchhalters, als ein tiefes Geheimniß, um den Dieb sicher zu machen, und ihm so vielleicht eher auf die Spur zu kommen.

Hartung hatte für eine reiche Gräfin einen kostbaren Verlobungsring gearbeitet, und seinem Vorig, der nun bereits die ersten Lebensjahre überstanden hatte, verheißten, den Ring am morgenden Tage der Braut zu überbringen, wofür er gewiß ein gutes Trinkgeld zu erwarten hätte. Allein am folgenden Morgen war auch dieser Ring verschwunden, und Hartung, der im höchsten Zorne den Buchhalter herbeirufen ließ, erklärte jetzt frei heraus, daß der Dieb im Hause seyn müsse, und daß er entschlossen sey eine allgemeine Hausdurchsuchung anstellen zu lassen, von der selbst der Buchhalter nicht frei seyn dürfe. Ein Polizeioffiziant, ein Verwalter des Meisters, war bereits zugegen, und übernahm, während alle Hausbewohner gegenwärtig seyn mußten die Untersuchung. Man

fing bei dem Buchhalter Schäfer an, aber
 es wurde nichts vorgefunden, eben so wenig
 bei den übrigen Hausgenossen, und so kam man
 denn endlich auch in das Kämmerchen, wo Mo-
 rig wohnte; auch hier wurde alles durchsucht,
 und von Kostbarkeiten nichts weiter gefunden,
 als ein kleines goldenes Kreuzchen, die Verlas-
 senschaft der Großmutter, und eine Haarlocke,
 auf deren Umschlag der Name Mathildens
 geschrieben stand. Morig, der jetzt schon ein
 Jüngling von 18 Jahren war, schlug die Au-
 gen nieder, als der Vater mit einem ernsten
 Blick auf ihn, die Locke zu sich steckte, und eben
 die Kammer wieder verlassen wollte; aber Herr
 Schäfer flüster dem Polizeioffizianten ins
 Ohr: „Mir will es vorkommen, als ob die
 Schubfächer im Schreibepulte hier sehr kurz
 wären und nicht völlig durchgingen, es könnte
 sonach ja wohl noch ein verborgener Raum
 vorhanden seyn, und da der junge Mensch
 sich dies Schreibepult selbst beim Tischler be-
 stellt hat, so — — — Der Polizeioffiziant
 nickte ihm beifällig zu, besah das Pult genauer,
 ließ es von der Wand abrücken, und fand end-
 lich nicht ohne Mühe auf der Rückseite ein klei-
 nes Knöpfchen, bei dessen Druck ein verborge-

und Sach aufsprang. Wer beschreibt das Er-
 kennen des Meisters, als er in diesem Sack alle
 die entwendeten Kostbarkeiten fand, die sorg-
 fältig in, von Moritz's Hand beschriebene,
 Papiere gewickelt waren! „Ei! so hätten wir
 ja den Dieb,“ rief der Polizeioffiziant und faßte
 Moritz bei der Brust. „Undankbarer Du bist
 erst zum Buchhafter, und sollst ihm nicht ent-
 gehen!“ — Moritz konnte nicht antworten,
 er stand wie vernichtet, der Meister aber über-
 gab den Dieb einstweilen dem höhnisch lächelnden
 Buchhalter und ging tief erschüttert mit dem
 Polizeioffizianten auf seine Zimmer, um hier das
 Weitere zu berathen. Nach einer Stunde ließ
 er Moritz zu sich rufen und erklärte ihm, daß
 er, um das Andenken an die Großmutter zu
 ehren, ihn zwar den Gerichten nicht übergeben
 wolle, sondern seinen Freund hier gebeten habe,
 die Sache mit Schweigen zu übergehen, daß er
 aber auf der Stelle nicht nur sein Haus, son-
 dern auch die hiesige Gegend verlassen müsse,
 und ihm nie wieder vor die Augen kommen
 dürfe! — So wurde denn Moritz, trotz
 dem, daß er seine Unschuld hoch betheuerte, hin-
 aus gestossen in die weite Welt. Er durfte nie-
 manden, am wenigsten Mathilden Lebewohl

sagen, der Buchhalter schob ihn zur Hausthür hinaus, und befahl ihm sofort die Stadt zu meiden. *Woriz* eilte auch zum Thor hinaus, er lief dem Weinberge zu, wo er von der Grossmutter erzogen worden war, um auf dem Wege in die Fremde wenigstens seine treuen Hunde als Begleiter mitzunehmen, und als sie ihm freudig entgegen sprangen, warf er sich zu ihnen in das Gras, weinte sich satt, und verließ mit ihnen die Gegend.

Meister *Hartung*, war durch die bittere Erfahrung, die er an *Woriz* gemacht, um so tiefer gebeugt, als hiermit zugleich seine schönsten Pläne gescheitert waren. Er hatte nur die einzige Tochter, und glaubte sich an diesen Knaben nun auch einen treuen recht dankbaren Sohn zu erziehen, aber seine Liebe war an einen Unwürdigen verschwendet, seine Wohlthaten einem Undankbaren erwiesen worden. Ein großer Theil seiner Bekannten machte die bittersten Anmerkungen über das leichtsinnige Aufnehmen solcher Bettelkinder, und wollte es längst voraus prophezeit haben, daß *Woriz* ein Laichenichts werden würde, und der Buchhalter wußte immer mehr böse und gottlose Streiche von ihm zu erzählen, die er bisher aus übergroßer Güte

verschwiegen haben wollte. Nur Mathildchen hielt ihn nicht für schuldig. Sie kannte seine Liebe und Treue zu ihrem Vater, sie hatte im Nebenzimmer gestanden, als der Vater Moritz verstoßen, und dieser mit lauter Stimme gerufen hatte: „Herr Hartung! Meister! Vater! ich bin, so wahr Gott lebt, unschuldig!“ Es waren ~~das~~ die letzten Worte gewesen, die sie von ihm gehört hatte, und sie glaubte ihnen fest, und ergriff alles mit Freuden, was seine Unschuld beweisen konnte. Aber freilich stieß sie da nur selten auf jemand, der Moritz in Schutz nahm, ja sie mußte ihr Vertrauen auf ihn verschweigen, um nicht andern zum Gespötte zu werden. — Als sie einstmals einsam nach dem Weinberge ging, um dort sich ihrer stillen Trauer zu überlassen, redete sie ein Tischlermeister aus der Stadt an, und sagte:

„Es ist doch schade, Mamselchen, daß der Herr Vater den armen Moritz so knall und fall fortgejagt hat; ich habe da gehört, daß die ganze Angelegenheit von einem verborgenen Fache in seinem Schreibepulte hergekommen seyn soll, und ich will doch fast wetten, daß der arme Mensch das Fache gar nicht gekannt hat, denn der Buchhalter Schäfer hatte den Schreibeschrank bei

mir bestellt, und ich hatte auf seine Anordnung das Fach so anbringen müssen, daß es außer uns beiden niemand wußte. Wenn in dem Fache nun etwas bedenkliches geschehen haben sollte, so mag das vielleicht seine eigene Verbindung haben!“

Auf dem Weinberge selbst erzählte ihr der Winzer, wie Moriz Abschied genommen, und wie er endlich mit seinen treuen Hunden fort gegangen wäre. Der Winzer hatte gehört, wie er zu den Hunden gesagt hatte: „Ihr seyd die einzigen noch, die mich lieb haben, ihr kennt mich wohl von Jugend auf, die Menschen verstoßen mich, vielleicht bringt ihr meine Unschuld an das Tageslicht.“ —

Dergleichen Aeußerungen waren auf der einen Seite ein Trost für Mathildens Herz, denn sie überzeugten sie immer mehr von Morizens Unschuld; aber auf der andern Seite fühlte sie sich auch bestomehr um ihn selbst bekümmert, da eigentlich Niemand wußte, wo er hingewandert, wo er geblieben war. Auch der Vater ward immer ernster und verschlossener; denn wenn Mathilde eine günstige Stunde benutzte, ihm das mitzutheilen, was sie über Moriz erfahren hatte, und ihren Glauben an seine Unschuld dadurch zu bestätigen, so machte dies den Vater

nur Anseherer, denn die That war einmal geschehen, wer sollte auch der Schuldige anders seyn, und wenn auch in Hartung's Seele der Gedanke entstand, daß er vielleicht dem Jüngling Unrecht gethan habe, so war dies Gefühl ein neuer Grund von Kummer und Sorgen, zumal er nirgends ein Mittel sah, das Vorgefallene ganz aufzulösen. Er hatte unter der Hand wohl Nachrichten von Moritz einzuholen gesucht, denn er konnte ihn ja nimmermehr vergessen, aber Niemand vermochte etwas Bestimmtes zu erzählen; ein Reisender nur hatte berichtet, daß ihm, als er vor kurzem durch das Hochgebirge im Nachbarlande gereist sey, ein Jägerjunge mit zwei Hunden begegnet wäre, und den Wagen angehalten hätte. Der Kaufmann hat ihn für einen Räuber gehalten; der Jäger aber hatte nichts weiter verlangt, als Nachricht von dem Städtchen, wo Hartung lebte, und als er diese erhalten, dem Kaufmann gerathen, einen andern Weg als den bisherigen einzuschlagen, weil dieser durch eine hier herumziehende Räuberbande unsicher geworden sey. Die Beschreibung des Jägers und besonders der beiden Hunde paßten ganz auf Moritz, und der Wirthalter unterließ nicht, aus dieser Nach-

richt den bestimmten Beweis zu ziehen, daß der ungerathene Bursche, der hier schon ein Dieb gewesen, nunmehr gar ein Räuber geworden sey.

Es waren zwei Jahre vergangen, der Juwelier ward immer ~~erster~~ und in sich gekehrter, hatte sein Geschäft beinahe ganz dem Buchhalter überlassen, und war öfter auf dem Weinberge, als in der Stadt zu finden. Vor dem öftern Umgange mit Schäfern fühlte er eine gewisse Scheu, weil er in den Mienen desselben immerfort einen Zug von jener Schadenfreude wieder entdeckte, die er in dem Augenblicke gezeigt hatte, wo Moriz verstoßen worden war. Er hatte früher gehofft, einen jungen in seiner Kunst erfahrenen Mann zu finden, dem er die Hand seiner Tochter geben, und mit ihm sein einträgliches Gewerbe fortsetzen könne, es fehlte auch nicht an Bewerbern, aber Mathilde hatte für keinen ein Herz, sie beharrte darauf, unverheirathet zu bleiben, und der Vater faßte endlich den Entschluß, sein Gewerbe ganz auf zu geben, damit er dann zugleich den lästigen Buchhalter los werden und sich ganz auf seinen Weinberg zurück ziehen könne. Mathilde hatte diesen Entschluß mit veranlaßt, aber Herr Schäfer erschrak nicht wenig, als ihm der

Juwelier seinen Plan mittheilte und ihm zugleich seinen Dienst ankündigte; er sagte sich jedoch bald und versprach dem Meister, daß er ihm sein bedeutendes Waarenlager an Kostbarkeiten erst verkaufen helfen wollte, wozu die nahe bevorstehende Messe in der Residenzstadt des Reichthums die beste Gelegenheit bieten würde.

Der Juwelier nahm dies Anerbieten mit Dank und als einen Beweis alter Anhänglichkeit an, fand den Vorschlag vortheilhaft, und versprach eine gute Belohnung für diesen letzten Dienst. Die Kostbarkeiten wurden alle sorgfältig eingepackt, die Juwelen in die verborgenen Kästchen des Reisewagens gelegt, Hartung nahm von der besorgten Mathilde Abschied, versprach ihr ein reiches Meßgeschenk und reiste in Begleitung des Buchhalters ab, der sich mit einem alten Säbel und zwei geladenen Pistolen bewaffnet hatte, um, wie er sagte, sich gegen die Räuberbande zu sichern, die in der Gebirgsgegend, die sie passiren mußten, haufen sollte, und deren verwogener Anführer immer zwei böse Hunde bei sich führen sollte, weshalb kein Zweifel, daß Moritz selbst dieser Anführer seyn müßte. Man übernachtete nach der ersten Tagesreise in einem kleinen Grenzstädtchen; der Juwe-

lier war ermüdet und legte sich zeitig schlafen, der Buchhalter aber schien Bekannte gefunden zu haben, man sah ihn wenigstens mit einigen sehr verdächtig aussehenden Männern in einer Ecke der Gaststube sitzen, und dort bei einer Flasche Wein sich bis spät in die Nacht angelegentlich mit ihnen unterhalten. „Wer mögen denn diese verwegenen Kerls seyn, Frau Wirthin, unter welcher unser Buchhalter dort gerathen ist?“ fragte der Kutscher des Juweliers, der der Wirthin in die Küche nach gegangen war.

„Ei, das sind Pöschhändler!“ antwortete die Wirthin: „Böse, verwegene Menschen, die wie die Räuber auf Tod und Leben alles wagen; sie haben sich schon seit fast zwei Tagen bei mir aufgehalten, als ob sie jemand erwarteten, und schienen große Freude zu haben, als sie den Herrn dort ansichtig wurden!“ —

Am andern Morgen fuhren unsere Reisenden zeitig ab, damit sie noch bei guter Tageszeit die schweren Gebirgswege passiren möchten. Der Buchhalter schien sehr ängstlich und äußerte wiederholt große Besorgniß wegen Morizens Räuberbande; es zeigte sich aber nichts Bedenkliches, und so kamen sie immer tiefer in das Gebirge hinein und fuhren endlich einen schma-

len Weg an einem Felsabhang hin, in dessen Tiefe ein Gebirgsstrom brauste. Da erscholl es plötzlich „Halt!“ aus ihrem Verstecke sprangen mehrere bewaffnete Männer hervor und stießen den Wagen an. Der Buchhalter schrie um Hülfe, sprang aus dem Wagen heraus versuchte die Pistolen abzufeuern, die aber freilich nicht losgingen; weil sie nicht geladen waren; die Räuber bekümmerten sich wenig um ihn, sie rissen vielmehr den alten Kutscher vom Bocke, der in ihnen die gestrigen Patschhändler erkannte, und mit seiner Peitsche tüchtig drein schlug; einer der Räuber schwang sich auf das Pferd, um mit dem Wagen fort zu fahren, und während der Buchhalter nicht länger zurück hielt und nun selbst die verborgendsten Fächer aufschloß, um den Räubern die Kostbarkeiten zu überliefern, schleppte ein anderer Räuber den Juweller aus dem Wagen nach dem Abgrunde hin, um ihn hier in den reißenden Strom hinab zu stürzen. Hartung bat und flehte vergebens, er sah seinen gewissen Tod vor Augen, und neben sich das schadenfrohe Gesicht des Buchhalters. Aber in der höchsten Noth und schon nahe an dem Sturze in den Abgrund, knallte plötzlich ein Schuß oben vom Gebirge herab,

die Kugel pfiß, statt des Weisers, stürzte der Räuber in den Abgrund, und aus den Felschluchten sprangen zwei starke Hunde herbei, die den Buchhalter zu Boden rissen. Ein ruhiger Jäger folgte ihnen, Hartung und der alte Kutscher ermannen sich auch wieder, und die Räuber wurden theils erlegt, theils übermannt.

Und der Ketter in der Noth, der frohe kräftige Jägersmann, war Moriz, und während der Buchhalter unter den Zähnen der Hunde jämmerlich um Erbarmen schrie, stürzte der Jüngling mit dem Ausrufe, „mein Vater, o, mein armer Vater!“ an Hartungs Brust. — Der Buchhalter und die übermannten Räuber wurden gebunden in den Wagen gelegt, und unter Morizens Begleitung der Rückweg angetreten, um die Verbrecher den Gerichten zu übergeben. Der Juwelier gab die Reise in die Residenzstadt auf, er blieb in dem Grenzstädtchen, bis Moriz, der als Jägerbursche bei einem Förster im Gebirge in Diensten stand, dort seinen Abschied genommen hatte, um mit ihm zurück zu kehren; und da aus der Untersuchung gegen den Buchhalter und die Räuber auch Morizens Unschuld bald genug klar erwiesen wurde, so wendete ihm der Weiser mit dop-

pelster Zärtlichkeit seine ganze Vaterliebe zu, gab ihm sogar endlich Rathhülfe, zur Frau und verlebte unter seinen glücklichen dankbaren Kindern zufrieden seine letzten Tage. Die beiden Hunde wurden aber, so lange sie lebten, hoch in Ehren gehalten, und Moriz sagte oft: „ihre Treue hat mein Glück begründet; denn hätten sie nicht aus Treue den Meister angeknurre, so hätte er nicht die goldne Dose verloren, und hätten sie nicht aus Treue mich in das Elend begleitet, und mir den Bösewicht entlarven helfen, so wäre des Vaters Leben vielleicht nicht gerettet und meine Unschuld nicht an den Tag gebracht worden.“

100-100000
100-100000
100-100000
100-100000
100-100000

100-100000

100-100000

Der Neujahrs-Wunsch.



Das schöne Weihnachtsfest hatte weit und breit seine stille selige Feier in jedes Haus gebracht, unter den Christbäumen standen die Kinder und empfangen frohlichen Herzens die Gaben, die ihnen die Liebe ihrer Eltern beschert hatte, und auf jedem Tische stand am ersten Feiertage ein Weihnachts-Stollen, den die sorgsame Hausfrau für Gatten und Kinder gebacken hatte. — Nur in einem kleinen Stübchen in einem Hinterhause der Vorstadt gelegen, war kein Christbaum aufgezuckt, kein Stollen gebacken worden, obwohl eine Mutter mit ihrem Knaben darin wohnte. Die neugierige Nachbarin, der die stille trauernde Frau längst ein Räthsel war, weil sie trotz aller Nachforschungen und häufigen Anreden, von ihren Schicksalen nichts erfahren konnte, hatte sich zwar an das Fenster geschlichen, um zu sehen, wie die unbekannte Frau mit ihrem kleinen achtjährigen Knaben den Weihnachts-Abend zu bringen möchte; sie hatte aber nichts weiter gesehen, als daß die junge Mut-

ter bei einem Lämpchen mit ihrem Schulsein an einem Tisch geessen, und diesem ein kleines Bild gezeigt hatte, worüber sie, wie es schien, ihm viel erzählte, so daß der Knabe an keinen Weihnachtsbaum zu denken, sondern nur begierig die Worte der Mutter aufzufassen schien. —

Was die Nachbarin nicht erlauschen konnte, das sollt ihr, meine lieben Leser, von mir erfahren: denn ich bin ein Freund jener Frau, die zu arm war, um einen Weihnachts-Stollen zu backen, und ich habe den Knaben sehr lieb, der den Weihnachtsbaum über das Bild seines fernnen, vielleicht schon längst im Grabe ruhenden Vaters vergaß, das ihm die Mutter vorzeigte.

In einer Stadt am Gebirge, wohnte ein reicher Fabrikherr mit Namen Samuel Volkmar. Er hatte sein Geschäft nach und nach so erweitert, daß er fast jährlich neue Gebäude aufbauen mußte, um nur alle die Arbeit fördern zu können, die er mit großem Gewinn wieder verkaufte. Mehrere hundert Menschen erhielten bei ihm Arbeit und Brod, selbst die Kinder dieser Arbeiter fanden frühzeitig schon eine ihren Kräften angemessene Beschäftigung und Verdienst, und es erschien der große Haushalt des Samuel Volkmar mit allen seinen

Arbeitsern, wie eine große Familie aus alter Zeit, wo alles, was von ihm Brod und Arbeit empfing, dem Herrn und Meister auch als Vater betrachteten. Der alte Volkmar war nicht allein ein sehr einsichtsvoller, in seinem Geschäfte erfahrener Mann, der durch seine Fabriken die schönsten Arbeiten lieferte, sondern er war auch wegen seiner großen Rechtlichkeit allgemein geachtet, und seine Waaren fanden schnellen Absatz, weil jedermann mit dem Samuel Volkmar gern zu thun haben mochte.

Er hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Otto, der einst der Erbe seines Geschäfts und großen Vermögens werden sollte, und der um so mehr die Freude und Hoffnung seiner Eltern war, als er nicht allein etwas recht tüchtiges gelernt hatte, sondern auch mit kindlicher Liebe und Treue ihnen ergeben war. Er half dem Vater bei seinen vielen Arbeiten, versah selbst die Stelle eines Factors in der Fabrik, war allen unter ihm stehenden Arbeitern ein Vorbild musterhaftesten Fleißes und Ordnungsliebe und wie er hier streng gegen sich und andere verfuhr, so war er doch gegen die Eltern wiederum voll kindlicher Liebe und hingebenden Gehorsams. Der Vater, der sich aus einem

unbedeutenden Bürger zu einem großen reichen Fabrikherrn durch eigene Thätigkeit empor gearbeitet hatte, und der sich bewußt war, alles das durch eigene Kraft erworben zu haben, was er dem Sohn einst hinterlassen werde, glaubte deshalb auch sich die Bestimmung über das künftige Schicksal desselben ganz allein vorbehalten zu dürfen, und forderte daher auch hierin, wie überall, von dem Sohne einen unbedingten Gehorsam.

„Siehe mein Sohn,“ sprach er zu ihm, „hier auf diesem weiten Ager, stand vor 25 Jahren nur jenes kleine Haus, in welchem Du geboren wurdest; aus diesem Häuschen hat mein Fleiß aber seine Arme ausgebreitet, und nach und nach jene Palastartige Häuser erbaut; die schöne geräumige Wohnung, die reichen Waarenlager, die großen Maschinen, die immer neues schaffen und erwerben, das alles habe ich selbst erbaut und gegründet, und das alles hinterlasse ich einst Dir; deshalb verlange ich aber auch von Dir einen unbedingten Gehorsam in allen Sachen: denn ich bin Dein Vater und auch alleine der Schöpfer Deines Glückes!“ Der redliche Sohn war hiermit auch vollkommen einverstanden; er erkannte was er dem Vater schul-

dig war, fühlte sich nur glücklich, wenn er ihm gehorchen konnte, und fürchtete nicht, daß es je anders werden könnte. Otto hatte nun endlich das Alter erlangt, wo er nach den Gesetzen des Landes in das stehende Kriegsheer eintreten mußte, und da er nicht allein ein gesunder kräftiger Jüngling war, sondern der Vater auch stets den Grundsatz befolgte, daß sein Sohn sich keiner Pflicht gegen das Vaterland entziehen durfte, so ließ er ihn als Freiwilliger bei einem Dragoner-Regimente eintreten. Ehe Otto jedoch das väterliche Haus verließ, machte ihn der Vater mit den Plänen für seine Zukunft bekannt, damit der Sohn sich selbst darnach richten könne. Er verkündigte ihm unter andern, daß er bereits für ihn ein Mädchen zur künftigen Gattin gewählt und bestimmt habe; sie war die Tochter eines reichen Kaufmannes, mit welchem der alte Samuel Volkmar seit vielen Jahren in Verbindung gestanden hatte, und mit dem er längst überein gekommen war, daß ihre Kinder sich einst heirathen sollten, theils um das Band der alten Freundschaft noch fester zu knüpfen, theils um das beiderseitige große Vermögen zusammen zu bringen.

Der Jüngling hörte den Vater schweigend an, und erlaubte sich bloß die bescheidene Frage: „ob denn der Vater das Mädchen auch näher kenne, oder es doch wenigstens gesehen habe?“ aber der Vater fuhr auf und sagte: „ich kenne den Vater und dessen bedeutendes Vermögen! ich weiß, daß das Mädchen gut erzogen ist, und die Wirthschaft versteht! etwas weiteres bedarf es nicht! denn ob das Gesichtchen auch hinlänglich weiß und roth ist, und ob die Augen groß oder klein sind, darauf kommt es gar nicht an, man gewöhnt sich an das eine sowohl, wie an das andere, und die Uebereinstimmung der Gemüther findet sich am besten, wenn man ein recht tüchtiges Geschäft und keine Nahrungsforgen hat! Ich für meinen Theil habe meine Pflicht als Vater erfüllt, und habe ein Mädchen für dich gewählt, was zu Deinen Verhältnissen paßt, und Du magst nun selbst ihre Bekanntschaft machen, und ihre Gunst zu erlangen suchen. Du trittst jetzt in das Regiment, welches in ihrem Wohnorte in Garnison steht, und da magst Du denn diese Gelegenheit wahrnehmen, Dich in dem Hause Deines künftigen Schwiegervaters bekannt zu machen!“ — Otto verließ hierauf

das väterliche Haus, und wurde als rüstiger Freiwilliger bei dem Reiterregiment eingestellt; er suchte sich in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters Zutritt zu verschaffen, ohne daß er jedoch sich ihm als den vermählten Bräutigam seiner Tochter vorgestellt hätte, denn trotz aller kindlichen Ergebenheit in den Willen seines Vaters, war es ihm doch so um's Herz, als ob er erst ungekannt das Mädchen sehen müsse, die seine künftige Lebensgefährtin werden sollte. Er gab sich für einen Verwandten des Volkmar'schen Hauses aus und fand unter diesem Namen bei dem Freunde seiner Familie eine günstige Aufnahme. Sowohl der Vater als auch die Tochter liebten sich oft von ihm die Familie des alten Volkmar und ganz besonders dessen Sohn schildern, und zeigten zwar eine große Zuneigung zu dem Volkmar'schen Hause, doch entging es dem Jüngling nicht, daß besonders Alceste immer sehr ernst wurde, wenn er mit ihr von dem jungen Otto Volkmar sprach, ja es verdroß ihr fast, daß sie nicht einmal Lust bezeugte, ihn bald kennen zu lernen, und daß sie sogar kalt blieb, wenn er sich ihr selbst als einen guten frohenherzigen Menschen schilderte, der sich auf die Bekanntschaft seiner künftigen Braut gar

sehr freue. Wäre Alceste ein Mädchen gewesen, die ihm mißfallen hätte, so würde ihn jene Gleichgültigkeit lieb gewesen seyn, er würde ihr dann Gleiches mit Gleichem vergolten und die Ueberzeugung gefaßt haben, daß sie nicht für einander paßten. Aber Alceste war ein hübsches und gutes Mädchen, eine brave Tochter und eine sehr sittige Jungfrau. Es war ihm um's Herz, als ob er sie wirklich recht lieb gewinnen und mit ihr leben könnte, und es that ihm fast weh, daß sie sogar keine Lust bezeigte, den künftigen Bräutigam kennen zu lernen, der unbekannter Weise schon vor ihr stand.

Er war nun mehrere Monate in diesem Hause aus- und eingegangen, man hatte ihn lieb gewonnen, und zu ihm Vertrauen gefaßt, aber von dem Bräutigam Otto war selten die Rede. Da beschloß er denn der Sache endlich einmal näher auf den Grund zu kommen. Er benachrichtigte Alcestens Vater, daß er zu seinem Oheim Volkmar auf Urlaub gehen werde, und daß ihm sein Freund Otto aufgetragen habe, ihm wegen der Verlobung nunmehr bestimmte Nachricht mit zu bringen. Alceste war gegenwärtig, sie verließ schweigend das Zimmer

der Vater aber reichte dem jungen Mann die Hand und sagte:

„Wir haben ein herzlichcs Vertrauen zu ihnen gewonnen, mein lieber Volkmar, und ich habe sie deshalb zu dem Vermittler zwischen uns und dem jungen Otto Volkmar ausgesehen. Es ist wahr, ich habe mich mit dem alten Volkmar in früherer Zeit vereinigt, daß unsere Kinder sich einst heirathen sollten, denn ich zweifelte nicht, daß meine Tochter ganz mit mir einverstanden seyn, und sich in den Willen des Vaters fügen würde; allein ich habe erst später eingeesehen, gelernt, daß die Eltern über das Herz ihrer Kinder nicht vorweg und ganz allein entscheiden dürfen, sondern daß sie nur mit größtem Rath und mit ihrer Erfahrung den Kindern hier zur Seite stehen müssen. Meine Tochter würde mir zwar als ein gutes Kind gehorsam seyn, und, wenn ich es verlangte, dem jungen Volkmar ihre Hand reichen, aber wie sollte ich hier mit strenger väterlicher Gewalt über das Glück ihres Lebens entscheiden wollen, wo sich das Herz meines Kindes, mit Vertrauen dem Vater geöffnet hat? Alceste ist einem andern jungen Manne zugethan, den auch ich achte und liebe, ich weiß ihr nichts

einzuwenden, wenn Sie mich bittet in ihre Verbindung mit diesem jungen Manne zu willigen, und das lästige Verhältniß mit dem unbekannten Bräutigam aufzuheben. Wenn ich nun aber auch meiner Tochter nachgeben möchte, so stehen mir doch andere große Hindernisse in dem Wege: der alte Volkmar hat mein Versprechen; mein Handlungsgeschäft ruht größtentheils auf der Verbindung mit ihm, und es würde mir großen Nachtheil verursachen, wollte er sich ganz von mir zurückziehen und die bisherige Freundschaft in ~~Feindschaft~~ verwandeln; ich weiß daher nicht, auf welchem Wege die Sache am besten sich ausgleichen lassen dürfte; denn ich möchte eben so wenig das Herz meines Kindes zerreißen, als die Freundschaft mit dem Volkmar'schen Hause brechen. Nur ein Mittel seh' ich vor mir, wenn nämlich Sie, mein lieber Volkmar, ihren Freund Otto bewegen wollten, selbst von meiner Tochter abzustehen. Sagen Sie ihm von dem, was ich ihnen hier vertraut habe, was Sie für gut halten; nur sorgen Sie dafür, daß der alte Volkmar nicht erfährt, daß ich die Veranlassung zur Trennung unserer Kinder gegeben habe, und bedenken Sie, daß ich hier nicht allein das Glück meiner Toch-

ter, sondern auch meines ganzen Hauses in Ihre Hand lege!“

Otto hörte ihm ernst und schweigend zu. Es ging ihm weh durch die Seele, daß er eine Hoffnung aufgeben sollte, die ihm schon fast lieb geworden war, allein er besann sich doch nicht lange und sagte:

„Wenn mir Alceste dies alles selbst bestätigen wollte, so würde ich wohl ein Mittel finden mit aller Schonung für sie das lästige Band zu lösen!“ —

Der Vater rief die Tochter herbei, sagte ihr, was er mit dem Jüngling besprochen, und Alceste zögerte nicht, mit aller Jungfräulichkeit das schüchtern zu bestätigen, was der Vater ihm bereits eröffnet hatte.

Da reichte Otto dem Alten die Hand, und sagte gefaßt: „Es ist gut, die Sache ist entschieden; Euer Wort sollt ihr zurück erhalten! Sey Du glücklich Alcestchen, mit einem andern Vatten, und Sie Vater, besorgen sie nichts von dem Otto, er wird die Sache schon allein auf sich nehmen, wird Ihr Vertrauen ehren, und treuherzig schweigen; das will und kann ich Ihnen hier heilig geloben, denn ich bin ja selbst

der Otto!“ — Und hiermit verließ er schnell das Zimmer.

Für Alcesten war diese Sache nun zwar nach Wunsch beendigt, aber nicht in Otto's eignen alterlichen Hause. Er hatte Alcestes Vater ja versprochen, alles allein auf sich zu nehmen, und da er seinem Vater daher keinen andern Grund angeben konnte, als daß ihm Alceste zuwider sey, so erfuhr er die härteste Behandlung, und mußte sich einen undankbaren, ungehorsamen Sohn schelten lassen; ja der alte Samuel Volkmar ging endlich so weit, daß er, da Otto in jene Verbindung durchaus nicht willigen wollte, ihm gänzlich aus seinem Hause verwies, ihn mit einer kleinen Summe Geldes, in die Welt hinaus stieß, und den Schwur that, ihn zu enterben, wenn er Alcesten nicht heirathen wollte!

Der arme Otto verließ mit zerrissenem Herzen seine Heimath, und zog mit dem Heere seines Fürsten in den Krieg. Die Mutter wollte fast verzweifeln, aber der Vater blieb ernst und unbeugsam bei seinem Ausspruch. —

So waren endlich zehn Jahre verflossen; Alceste war glücklich verheirathet, Otto aber verschollen, und wie seine Mutter nach allen

in der Stille eingezogenen Nachrichten glauben mußte, im Kriege umgelommen. Der alte Volkmar hatte über sein Vermögen zwar noch nicht entschieden, aber er fühlte jetzt immer mehr, daß er kinderlos sey, und hatte vor kurzem seiner still trauernden Gattin endlich das Versprechen gegeben, ihr mit nächsten ein Pflegekind zuzuführen, daß der Erbe seines großen Vermögens werden sollte. Auch er selbst wünschte, ein solches Kind wieder um sich zu haben, aber wo sollte er es wählen? überall stand ihm irgend ein störendes Verhältniß im Wege, oft hatte er schon von einer getroffenen Wahl wieder abstecken müssen, und so beschloß er denn, diese Wahl jetzt nur, wie er es nannte, dem Zufall zu überlassen.

Es war die Zeit der Neujahrsmesse gekommen; auch Volkmar schickte sich an, sie zu besuchen, und sagte beim Abschiede zu seiner Frau: „bleibe gesund Mutter, und mache die alte Kinderstube wieder zurecht, denn mir ist es so, als würd' ich Dir ein recht liebes Neujahrsgeſchenk von der Messe mit bringen, was Du in jener Stube unterbringen magst!“ So reiste er denn nach der großen Meßstadt hin, wo sich unzählige Kaufleute zu ihren Meßgeschäften versam-

melt hatten. Auch Alcestes Vater war dort anwesend; die beiden alten Freunde hatten sich lange nicht gesehen, sie hatten sich vieles aus ihrem Leben mitgetheilt, und es kam natürlicher Weise auch die Rede auf ihre Kinder. Der Freund erzählte, wie glücklich seine Tochter jetzt verheirathet sey, und erfuhr dagegen vom alten Volkmar, daß er wegen dieser fehlgeschlagenen Verbindung, seinen einzigen Sohn verstoßen und enterbt habe. Mit Entsetzen erkannte der Freund, daß er und seine Tochter allein die Schuld davon trügen, und er zögerte nun nicht länger, dem alten Volkmar alles zu entdecken und ihm zu zeigen, wie Otto ganz unschuldig sey, nur aus der zartesten Rücksicht geschwiegen, und selbst das härteste Schicksal erduldet habe.

Der alte Volkmar, stieß das Glas Wein, das er eben an die Lippen setzen wollte, auf den Tisch, daß es zersplitterte, und mit dem Ausruf: „Du hast mich um meinen guten Sohn betrogen!“ stand er auf und verließ rasch das Zimmer.

Es war der Neujahrs-Morgen; überall sah man gepuzte Leute, die theils einander zu dem neuen Jahre ihre Glückwünsche brachten, theils

zur Kirche gingen, und überall gab es fröhliche Gesichter, denn jeder hoffte und glaubte, daß ihm das schöne neue Jahr etwas Gutes bringen werde.

Nur der alte Volkmar hatte keine Hoffnung; für ihn konnte das neue Jahr nichts bringen, denn er hatte seinen redlichen Sohn verpfändet, hatte ihn in den Tod gesagt, und er mochte deshalb keinen Glückwunsch vernehmen, für ihn gab es kein Glück mehr. In seinem Mantel tief eingehüllt, durchheulte er die Stadt, um draußen auf den kalten beschneiten Plätzen das heiß und lang klopfende Herz abzukühlen. Da erblickte er einen Knaben von etwa acht Jahren, der vor einem alten Hause stand, und mit gefalteten Händen auf eine kaum noch lesbare Inschrift hinblickte, die über der Hausthür dort in Stein gehauen war. Der Knabe fiel dem alten Volkmar auf, er blieb stehen und richtete auch seine Blicke nach jener Inschrift, die folgender gestalt lautete:

„Ruf' zum Herrn in deiner Angst,
„Gnädig wird er sich erweisen,
„So du gläubig ihn verlangst!“ —

„Warum liest Du den Spruch dort so wiederholt?“ fragte Volkmar den Knaben;“ geh

doch lieber nach Hause und wärme Dich, Du bist so ärmlich angezogen, und es ist heut' sehr kalt!“

„Bei Müttern ist es auch nicht viel wärmer!“ antwortete der Knabe: „ich will erst den Vers dort auswendig lernen!“

„Und wozu denn?“ fragte ihn Volkmar weiter.

„Heut ist ja der Neujahrstag!“ entgegnete der Knabe: „alle Menschen wünschen einander Glück, oder schenken sich schöne bunte Neujahrswünsche; nur meiner armen Mutter wünscht Niemand Glück, und da will ich es denn thun, und weil ich mir kein Wünschchen kaufen kann, so habe ich jenen Vers dort auswendig gelernt; der paßt für die Mutter, denn sie saltet auch oft in ihrer Angst die Hände zum Himmel!“ und hiermit sprang der Knabe fort, nachdem er die Inschrift noch einmal durchgelesen.

Volkmar aber ging dem Knaben nach. Die freundlichen Züge des blühenden Gesichtes, von blonden Locken umwallt, die kindliche Einfalt, und fromme Liebe zu seiner Mutter, die aus seinem ganzen Wesen hervor leuchtete, zogen ihn unwiderstehlich an. Er sah den Knaben in ein kleines Hintergebäude der Vorstadt hinein gehen, folgte ihm dorthin, und machte

leise und unbemerkt die Thüre eines Stübchens auf. Da erblickte er ein junges sehr ärmlich aber reinlich gekleidetes Weib am Fenster stehen, ihre Augen waren zum Himmel gerichtet, die Hände hingen ihr gefaltet herab, neben ihr auf einem hölzernen Stuhle, saß der Knabe neben einem alten treuen Hündchen und sagte der Mutter in Worte laut vor:

„Auf zum Herrn in Deiner Angst,

„Gnädig wird er sich erweisen,

„So Du gläubig ihn verlanst!“

Das junge Weib fing an bitterlich zu weinen, und drückte den Knaben fest an ihre Brust. Wollmar aber machte die Thüre leise zu, um die Mutter mit ihrem Kinde nicht zu stören. Nach einer Pause klopfte er endlich laut an, und trat hierauf in das Stübchen, als ob er von dem, was zwischen Mutter und Kinde so eben vorgegangen, nichts gesehen habe.

Der Knabe sprang ihm entgegen, und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ihr kommt zu spät, alter Mann, ich habe der Mutter meinen Glückwunsch schon gesagt, und habe das Verstehen gut auswendig gekonnt!“ „Run,“ entgegnete Wollmar, „so will auch ich Euch meinen Neujahrswunsch bringen, und will mich

heut Mittag bei euch zu Tische anmelden; denn ich bin fremd in dieser Stadt, und möchte gern am ersten Tage das Jahrbrot da mein Mittagbrod essen, wo Mutter- und Kindesliebe heimisch sind!“

Die junge Frau schwing erröthend, aber der zutrauliche Knabe sagte: „Hört, alter Mann, ich möchte Euch zwar recht gern hier bei uns haben, aber geht lieber wieder fort, denn mit ein Paar Kartoffeln und einem Stückchen Brodt seyd Ihr gewiß nicht zufrieden, und dann eßt Ihr mir und der Mutter am Ende unser bißchen Mittagbrod noch weg!“ Woltmar aber zog seine Börse und gab der jungen Mutter einen Thaler mit dem Auftrage, ihnen dafür ein gutes Mittagbrod zu besorgen; denn es gefiel dem Alten hier gar sehr, es war zwar ärmlich, aber doch höchst nett und reinlich im Stübchen, Mutter und Kind waren zwar sehr dürstig gekleidet, aber beide waren von seltener Schönheit und Anmuth; und Woltmar fühlte eine dunkle Ahndung in seiner Seele, als ob er das hier finden werde, was er schon lange vergebens gesucht hatte. Anna so hieß die junge Frau, schaffte nun bald Rath; sie machte Feuer im Ofen, daß das Stübchen wärmer wurde;

Besorgte einige schmackhafte Speisen, die sie in den reinsten irdenen Geschirren anrichtete, sie deckte auf dem kleinen Tischchen ein feines weißes Tuch auf und zeigte in der Besorgung dieser häuslichen Geschäfte eine solche Gewandtheit und Wirtschaftlichkeit, daß Volkmar seine Blicke gar nicht von ihr abwenden konnte. Die Mutter aber erzählte ihm indeß von seinem Vater. Er war Soldat gewesen, hatte mehrere Gefechte im letzten Kriege mit gemacht, sie selber geschlagen, und war in einer Schlacht so schwer verwundet worden, daß man ihn unter den Todten liegen ließ. Die Beerdigung der Todten auf dem Schlachtfelde hatte man den Gemeinden der benachbarten Dörfer aufgetragen und es war die Tochter des Schulmeisters daselbst, alle Schen bekämpfend, sorgsam unter den Gefallenen umher gegangen, um sich selbst zu überzeugen, ob auch wirklich kein Scheintodter mehr unter ihnen vorhanden sey, der noch wieder zum Leben gebracht werden könnte. Bei einem schwer verwundeten Reiter, hatte sie aber wirklich noch einige Spuren von Leben wahrgenommen; sie hatte ihn in das Haus ihrer Eltern bringen lassen, und hier durch zarte Sorgfalt und Pflege sein Leben ge-

rettet. Nach beendigtem Feldzuge war sie die Gattin des Mannes geworden, der ihr die Erhaltung seines Lebens verdankte; sie hatten ein Jahr lang glücklich mit einander gelebt; der junge Mann war dem alten Schulmeister in seinem Amte mit gutem Erfolg zur Hand gegangen, so daß er zu dessen Nachfolger erwählt werden sollte; aber der aufs neue ausgebrochene Krieg hatte auch ihn wieder von Weib und Kind fortgerufen; er hatte die Schlachten für König und Vaterland wieder mit gekämpft, und war endlich den Tod eines Helden auf dem Schlachtfelde gestorben. Auch die Eltern der jungen Frau waren bald darauf begraben worden; und so hatte sich denn die arme verlassne Wittwe mit ihrem Knablen hier nach dieser Stadt gewendet, wo sie dürftig und unbekannt von ihrer Hände Arbeit lebte.

Dem alten Volkmar, hatte lange Zeit kein Mittagbrod so vortreflich geschmeckt, als in dieser ärmlichen Wohnung; und als der Knabe nach der Mahlzeit das Dankgebet gesprochen hatte, nahm Volkmar die junge Frau bei der Hand, und that ihr den Vorschlag, daß sie die Stadt verlassen und ihm mit ihrem Knaben nach seiner Heimath folgen solle; „denn ich will

„Ach, Du armes frommes Weib, zur Tochter annehmen, und Deinen kleinen Otto zum Sohne!“

Anna beugte sich mit tiefer Rührung auf die Hand des Mannes, der ihr von jetzt an Vater seyn wollte, und der Knabe sprang im Zimmer umher und rief: „Siehst Du wohl, Mutterchen, mein Neujahrswunsch war gut, Du hast zum Herrn in Deiner Angst gerufen und er hat sich gnädig erwiesen!“

Volkmar nahm den Knaben mit sich in seinem Gasthof, ließ ihm dort neue Kleider anmessen, und schickte Anna eine Summe Geldes, daß auch sie sich vor ihrer Abreise noch mit anständiger Kleidung und andern Nöthigen versehen sollte. Er konnte das Ende der Messe kaum erwarten, und hatte im voraus schon seiner Gattin geschrieben, welche treffliche Tochter er ihr zuführen, und welchen lieblichen Knaben, und zwar auch einen Otto, er ihr wieder ans Herz legen werde. Tage besuchte er die junge Mutter mit ihrem Sohne, und immer mehr gewann er sie lieb, und immer inniger hing sich auch der Knabe an ihn. So nahte endlich der Tag der Abreise und Volkmar hatte alles Nöthige dazu schon besorgt; da trat eines Morgens ganz früh der

kleine Otto ernster als gewöhnlich ins Zimmer und sagte:

„Höre, Alter Herr! aus unserer Reise wird nichts! — Ich wäre ~~war~~ ~~recht~~ ~~gern~~ Dein Sohn geworden, aber gestern Abend ist mein wirklicher Vater wieder zurück gekehrt, und die Mutter will nun von einer Reise mit Dir nichts mehr wissen. Ich habe mich fort geschlichen, um Dir zu sagen!“

„Also auch dies soll misslingen? auch diese neue letzte Hoffnung soll vergehen?“ rief Volkmar. „Der todt geglaubte Vater muß wieder aufstehn, um einem alten verlassnen Mann die an Kindesstatt Aufgenommenen zu entreißen!“ — „Rein, wir wollen doch sehen, ob ich nicht wenigstens Dich mein Junge, Deinen Eltern abkaufen kann!“ —

Und hiermit nahm er Hut und Stock und folgte in großer Bewegung dem Knaben zu seiner Mutter. Otto sah oft schüchtern zu dem Alten empor, dem von Zeit zu Zeit die Thränen unaufhaltsam aus den Augen stürzten, und als sie an dem Hause vorüber gingen, über dessen Thüre jene Inschrift stand, so sagte der Knabe leise:

„Siehst Du, dort oben steht mein Neujahrs-

wunsch. Hast Du auch etwa Angst, so thue doch, was das Versehen Dir sagt!“

— Sie waren bei Anna's Wohnung angekommen, in trüber Stimmung öffnete Volkmar die Thür; Anna eilte ihm entgegen, sie verkündigte ihm leise sprechend ihr Glück und bat ihn ja nicht laut zu werden, weil der wieder zurückgekehrte Vater von der langen Reise sehr ermüdet, sich noch nicht habe ermuntern können. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit leisen Tritten der Kammer zu, und zeigte ihm dort dem geliebten todt geglaubten Mann, der noch im tiefen Schlummer lag. Der Schlafende schien zu träumen, er fuhr mit der Hand nach dem Herzen und sagte ängstlich: Mein Vater, o mein Vater! ich bin nicht schuldig!“

Da stürzte Volkmar nach dem Bette hin, und rüttelte ihn aus dem angstvollen Traume, und rief: „Wache auf, mein Otto! wache auf! Dein Vater ist ja hier!“ — denn er hatte in ihm seinen verloren todt geglaubten Sohn wieder erkannt!

Welch ein Wiedersehn, welche Seeligkeit! Gegenseitige Erzählung klärte alles auf.

Otto hatte unter einem fremden Namen im Heere gedient, er war unter diesem Namen

Anna's Gatte geworden, und hatte ihr sein früheres Schicksal schonend verschwiegen. Im letzten Kriege in Gefangenschaft gerathen, hatte er bis jetzt in einem entfernten Theile des feindlichen Staates eine lange schwere Zeit überstehen müssen, und war nun endlich so glücklich gewesen, Weib und Kind wieder zu finden, und bei ihnen den wieder versöhnten Vater.

In den Armen seiner Kinder eilte Volkmar nun heim zur Mutter, und die Kinderstube ward wieder bewohnt, und das verödete Haus ward wieder die Freistatt des häuslichen Glückes.

Noch steht das Haus Volkmar und Compagnie allenthalben in großem Ansehn, die Familie ist ausgedehnt, und führt das Fabrikgeschäft mit großer Thätigkeit und Einsicht fort; über der Thüre des prächtigen Wohnhauses aber erblickt man jetzt eine Marmortafel mit der Inschrift:

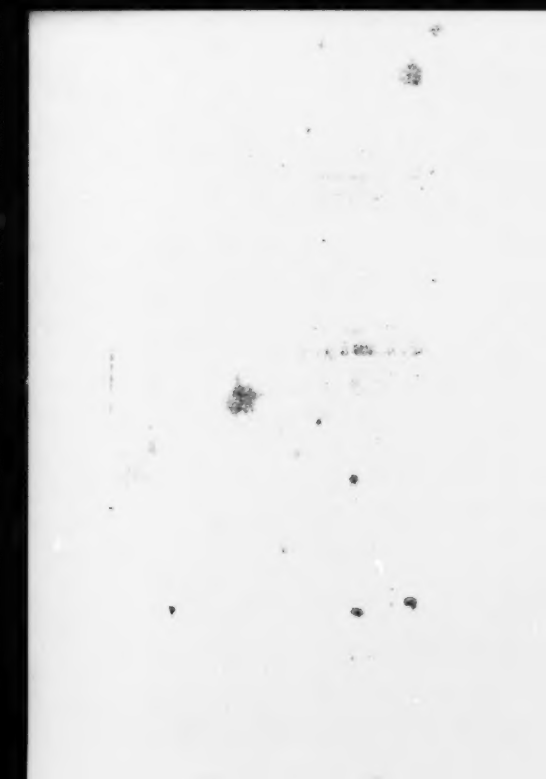
„Ruf zum Herrn in Deiner Angst!

„Gnädig wird er sich erweisen,

„So Du gläubig ihn verlangst!“

Das Element.

Ein Märchen.



Es war einmal ein Herzog, der hatte eine Tochter von solcher Schönheit und Lieblichkeit, daß alle Welt mit Begeisterung von ihr sprach. Wenn man sie in den fürstlichen Gärten spazieren gehen sah, so war es aber auch, als ob der Frühling mit seinen Blüthen und seinem reinen blauen Himmel über die Erde hingehe; denn ihre Stirn und Wangen waren an zarten Farben den Lilien und Rosen, und ihr schönes Auge dem reinen blauen Himmel gleich. Aber nicht allein die Menschen erfreuten sich an ihrer Schönheit und Milde, sondern auch die übrigen Geschöpfe der Natur fühlten sich in ihrer Nähe von einem besondern Zauber durchdrungen; die Blumen schlossen ihre Kelche weiter auf, wenn sie vorüber ging, um ihr mit ihrer zarten Duftsprache nach zu rufen: „wir lieben Dich!“ die Vöglein riefen einander zu, wenn sie sie erblickten: „sie kommt! sie kommt!“ und einer sagte es dem andern wieder: „sie kommt!“ und alle stimmten ihre schönsten Lieder an, und die junge Brut

hob ihre Köpfe aus dem Neste, um den Engel zu sehen, der vorüber wandelte; und der Nachtschmetterling umflatterte ihr das schöne Haupt und wollte sich auf die dunkeln Locken setzen, um ihr die Wangen zu berühren, die er für Blumen hielt. Uffle kannte den Zauber nicht, den sie um sich her verbreitete, sie glaubte, es sey dieses liebende Entgegenkommen der Natur eine Folge der Liebe, die sie selbst zu ihr im Herzen trage. Denn wer die Wesen um sich her nur mit freundlichen liebenden Augen ansehe, meinte sie, der finde allemal, und selbst bei den loblosen Kindern der Natur, auch Erwidrung; und wenn sie darüber mit ihren Hofleuten sprach, und diese die Prinzessin mit allem Eifer der Schmeichelei zu überzeugen suchten, daß sie ein übernatürliches höheres Wesen sey, so pflegte sie immer zu sagen: „habt nur die Natur auch so lieb, wie ich, geht doch nur auch mit so frohem seeligem Herzen unter ihren Kindern umher, ihr werdet ihr dann nicht weniger nahe stehen, wie ich, und es werden Euch dann die andern kältern Herzen auch für Zauberer und übernatürliche Wesen halten.“

In dem Park des Herzogs, Uffles Lieb-

lings Spaziergang, entsprang in einer Fels-
grotte ein Quell, der durch schattige Ufer in ei-
nen nahen großen Strom hineinfließ. Die Gold-
fische, die diesen Quell bewohnten sahen die
Prinzessin oft in der Felsgrotte verweilen, und
hört' aufmerksam zu, wie des Quells Gemur-
mel den schönen Gesang der Prinzessin beglei-
tete. Aber sie wollten es nicht verschweigen
und mußten es wieder erzählen, wie hold die
Nebliche sey, und sie eilten aus dem Quell der
Felsgrotte hinaus und schwammen den Bach
hinunter, und brachten den größern Bewohnern
des Stroms Kunde von der holden weiblichen
Gestalt, die oft an den Ufern des Quells sich
sehen lasse, und ein Fischlein erzählte es dem
andern wieder, und so kam denn diese Nachricht
endlich bis an die Thore des kristallinen Pa-
lastes, in welchem die Nymphe des Meeres
wohnte.

Wie Niemand unter den Menschen bewundert
wurde, so galt die Nymphe Cutila auch
unter den Bewohnern ihres Elementes für ein
Wunder der Schönheit. Die Nachricht von
der herrlichen Prinzessin weckte daher nicht bloß
ihre Neugier, sondern reizte auch ihre Eitelkeit,
denn sie wünschte das seltene Wesen doch ken-

nen zu lernen, das selbst von ihren kalten stummen Fischen so bewundert wurde. Sie setzte sich in eine große rosenfarbige Muschel mit sechs Spiegellarven ~~hinspannt~~, und fuhr den Strom hinauf, und auf dem klaren Grunde des Baches hin, und setzte sich auf die tiefen Schilfwurzeln am Quell in der Felsgrotte nieder, um die Ankunft der Prinzessin dort zu erwarten. Als sie erschien, sie trank aus dem klaren Quell, sie betrachtete freundlich ihr schönes Bild, das in den Gläsern sich spiegelte, und setzte sich in die Felsgrotte, wo die heißen Strahlen des Tages nicht hindrangen, und sang zu ihrer Laute ein einfaches Lied. Aber sie horchte bald auf, denn aus dem Schilfe ertönte ein Gesang, der ihre Weise wiederholte, und zwar so wunderlich und zart, daß man nicht zu unterscheiden vermochte, ob die Stimme der Prinzessin, oder die Töne aus dem Schilfe schöner wären. Als sie glaubte, es sey das Echo; sie sang weiter, aber immer aufs neue wiederholte sich ihr Gesang. „O du holde unsichtbare Freundin!“ rief sie aus: „du süße Stimme des Wiederhalls, die die Natur den leblosen Gegenständen gegeben, du stellst mein Bild selbst vor mich hin; mit meiner eignen

„Schonmal redest Du mich an, und was mir eifrig aus der Seele drang, hast Du vernommen und sagst es mir wieder; o warum schwiegst Du bisher? laß mich Dich immer wieder finden, wenn ich Dich suche!“ — und aus dem Schilf erklang dieselbe Bitte, und als Asile entzückt rief: „Ja, gewiß, ich werde wieder kommen!“ so rief es auch aus dem Schilf: „Ich werde wieder kommen!“

Am andern Tage kam die Prinzessin wieder, und auch das vermeinte Echo schwieg nicht, aber es gab nicht bloß die Töne und Worte zurück, die von Asile's Lippen flossen, sondern auch eigne wuñherbare Lieder erklangen, die nun von Asile'n wiederholt wurden, und so wußte man nicht, wer die Sängerin und wer der Wiederhall sey. Die Prinzessin war von unennbarem Gefühl ergriffen, sie trat an das Schilf, sie sah hinein, sie rief, sie beschwor das unsichtbare Wesen zu sich herauf, aber alles blieb still, es regte sich keine Welle, kein Schilfblttchen, und Asile ging trauernd und mit tiefer Sehnsucht auf ihr Zimmer zurück.

Doch noch viel inniger bewegt, schiffte Gutula auf dem tiefen Grunde des Stromes zu

ihrem kristallinen Palast zurück. Sie eilte zu ihrer Mutter Aqualinde, der mächtigen Herrscherin der Glutben; sie erzählte ihr was vorgefallen war, was sie gesehen und gehört hatte, und gestand ihr, daß sie keinen größern Wunsch habe, als aus der kalten Gluth an das warme Tageslicht herauf steigen, und dem Ruf der holden Asile folgen zu dürfen.

Aqualinde hörte die Bitte der begeisterten Tochter ruhig an, und schüttelte ernst das Haupt mit den wassergrünlichen Locken. „Mein Kind,“ sprach sie: „das erste Gesetz der alten Mutter Natur, die uns alle erzeugt hat, es heißt: „Es bleibe jeder in seinem Elemente!“ Wer sich gelüsten läßt, über diese Grenze hinaus zu gehen, der kommt in eine Welt, für die er nicht paßt, wo ihm alles fremd, und er selbst allen unwillkommen ist. Der Reiz der Neuheit, kann wohl mancherlei Wünsche in uns rege machen, kann uns auch eine Zeitlang beschäftigen und erfreuen; aber das Gefühl, daß man doch nicht für die neue Lage, doch nicht für das fremde Element paßt, das ergreift uns dann endlich mit doppelter Gewalt; und führt uns beschämt zu unserer Heimath und zu unserer eigentlichen Bestimmung zurück! Erspare

Die dies Gefühl, mein Kind, und bleib in Deinem Elemente!“

Die Tochter schwieg zwar, sie war aber durch die weise Rede der Mutter nicht über-
zeugt worden; ihre Sehnsucht nach Asilen
wuchs mit jeder Stunde, ihre liebsten Beschäf-
tigungen und Freuden machten ihre Langeweile,
~~selbst für noch~~ noch den unbekannten Verhält-
nisse, die sie für viel besser hielt als die ihr-
igen, und sie wünschte sich nun wirklich aus ih-
rem Elemente hinaus! Ohne die Mutter weiter
zu fragen, schiffte Suttula am nächsten Abend
wieder der Grofste zu, wo sie Asilen zu fin-
den hoffte, und war fest entschlossen, sich ihr
mehr noch zu nähern, und sich ihr endlich ganz
anzuvertrauen. Asile blieb auch nicht aus,
der Wechselgesang der beiden holden Wesen
begann wieder; doch als die Prinzessin sich dem
Schiffufer näherte, woher die liebe antwortende
Stimme erklang, und als sie auch jetzt wieder
nach der unsichtbaren Freundin die Arme aus-
streckte, und sie zu sich rief, da stieg aus der
Tiefe der Quelle ein leises Geflüster herauf,
und auf dem Wasserspiegel wurden die zarten
weit ausgebreiteten Falten eines milchweißen
Schleiers sichtbar, auf welchem eine schöne Mu-

schel mit kostbaren Perlen zu den Füßen der Prinzessin an's Ufer schwamm. Asile empfing entzückt diese holde Gabe, und fühlte von einem freudigen Schreck ihr Herz erfaßt, als sie tiefer in die Gluth blühte, und nicht ihr Bild, sondern ein fremdes holdes Anlitz sie anlächeln sah. „O steige herauf, du unbekanntes theures Wesen!“ rief sie aus: „ich habe mich längst nach dir gesehnt, denn deine Töne haben zu meinem Herzen gesprochen; komm nun auch selbst zu mir, bleib in meiner Nähe, theile mit mir alles, was ich habe, sey meine Schwester!“

Und das Wasser rauschte und schwall; aus den Gluthen hob sich die schöne Rymphengestalt; die Wassertropfen glitten von dem seidenen Gewande hinunter, und die Weste eilten herbei, um ihr schnell das schöne Haar zu trocknen. Die beiden holden Mädchen sanken einander entzückt in die Arme, und schworen sich ewige Freundschaft und Liebe! —

Guttula vergaß die Lehren der Mutter, sie folgte ihrer neuen Freundin in eine ihr neue unbekannte Welt. Ihre Erscheinung am Hofe des Herzogs machte großes Aufsehen, sie wurde dort von Asilen als eine fremde Königstochter eingeführt, und zog die Augen aller auf

sich, ja man wußte kaum zu unterscheiden, wer
 von den beiden Prinzessinnen anmuthiger und
 schöner sey; denn wenn sie beide Hand in Hand
 in den Saal herein traten, in welchem der ganze
 Hof sich um den Herzog versammelt hatte, so
 war es, als ob zwei leuchtende Sonnen zugleich
 am Himmel aufgingen und den Tag brächten.
 Als sie erschien, dann gewöhnlich in einem schnee-
 weißen Gewande, das dunkle Haar mit den
 schönsten frischen Blumen der Erde geschmückt,
 ein goldner Gürtel mit einem Diamantschlosse
 umfing den schlanken Leib, und eine einfache
 Rose am Busen. Guttula trug ein faltiges
 wasserblaues Gewand, kostbare Perlen des Meeres
 schmückten die blonden Locken, ein Gürtel
 von schimmernden Fischschuppen mit einem ro-
 then Korallenschloß umfing das blaue Gewand,
 und am Busen ruhte ihr eine schneeweiße Was-
 serlilie. So waren die beiden Freundinnen der
 Stolz und die Zierde des Hofes, und alles be-
 eiferte sich der fremden Fürstentochter, die schön-
 sten Genüsse des Lebens zu bereiten. Es folgte
 ein Fest dem andern, bald in den prächtigen
 Sälen des Schlosses, bald in freier Natur, und
 Asila und Guttula waren die Königinnen
 aller Feste und aller Herzen.

So waren nunmehr einige Monate verstrichen, da saßen die beiden Freundinnen rüst Hand in Hand in einem Gemache des kaiserlichen Schlosses und horchten, wie draußen der herbliche Sturm, mit starken Schritten schon über die Fluren ging. Eutula schwieg, sie schien in Gedanken versunken, und als Afile sie fragte, und es wissen wollte, was ihr durch die Seele gehe, da sprach sie: „Ich vergleiche in diesem stillen Augenblick mein jetziges Leben mit dem frühern, und lann aber manches noch gar nicht recht mit mir einig werden. In Euren großen finstern Häusern, ist mir bang zu Muth, da trennt nicht die Entfernung, nein die dichten undurchsichtigen Wände trennen die Menschen, es wohnen viele in einem Hause beisammen, aber sie wissen oft nichts von einander, sie können sich nicht sehen; sie haben Geheimnisse vor einander, und schließen die Thüren zu, daß einer nicht bemerke und höre, was der andere thut und spricht. Da war mein schönes kristallenes Haus doch ganz anders beschaffen, da konnte ich mit einem Blick all die Bewohner desselben übersehen, da waren wir uns immer nahe und bekannt, da hatten wir uns gegenseitig nichts zu verbergen. Auf Euren Straßen ist ein fle-

erschütternder Warm, Eure Tritte hallen wieder, die Hufe Eurer Kasse ertönen laut, und Eure Stimme trägt die zitternde Luft weit hin, von Ohr zu Ohr; aber die Bewohner meines Reiches gehen leise ihre Bahn, kein lästiges Geräusch verlegt das Ohr, jeder versteht des andern freundliche Winke, und eine Sprache so zart und leise, die ihr nie nicht vernehmt, verständigt doch alle. Ihr müßt im Schweiß Eures Angesichts Euer Brod erbauen, wir finden in unserm Elemente die Bedürfnisse ohne Mühe; Ihr Menschen seyd habfüchtig, fragt nicht, welchen Frieden ihr zerstört, Ihr werft die Netze auch in meine Gluthen, und raubt mir meine Perlen, und fangt die armen unschuldigen Fischelein, um sie zum Tode zu führen, und sie haben Euch doch nichts gethan. Ach! mir ist bange, seit ich unter den Menschen bin! Dort unten in meiner Heimath verstanden wir uns alle, ob wir gleich schwiegen, hier aber versteht ihr Euch oft nicht, wie laut ihr auch sprecht!“

Als sie schloß die Freundin in ihre Arme, und suchte sie eines Andern zu überzeugen; aber Sarcula sprach: „Du bist wohl gut und rein, geliebte Asile, bei Dir möchte ich wohl immer seyn, aber nur nicht in Deiner lauten

von Arm erfüllten hinter dunkeln Mauern versteckten Welt. Komm, Du mit mir in mein stilles klares Reich, dort wollen wir glücklich seyn. Die Wände meines prächtigen Hauses sind zwar nicht gemalt und mit Schnitzwerk bekleidet, aber die Morgen- und Abendsonne vergoldet sie täglich, und die Nacht spiegelt ihre unzähligen Sterne darin. Wir haben zwar nicht Bälle, nicht Concerte und Schauspiele, aber wir wiegen uns auf den Fittigen des Sturms, und sehen der Brandung zu, wenn sie an den Felsen sich bricht, und lächeln über das Spiel, das die Fluth mit dem zürnenden ohnmächtigen Blitze treibt. O komm mit mir, hinab in meine Tiefe!“

Alfite suchte die Freundin zu beruhigen, und durch Lustbarkeiten sie aufs neue zu zerspreuen, aber Guttulas Schwermuth nahm mit jedem Tage zu, und verwandelte sich endlich in ein tiefes schmerzvolles Heimweh, das sie nicht mehr zu verbergen vermochte, und sie sagte bisweilen: „Die Mutter hat wohl Recht, ich hätte in meinem Elemente bleiben sollen!“

Da trat endlich Alfite zu ihrem Vater, dem Herzog, und vertraute ihm das Geheimniß von Guttulas Abkunft an, und bat den Vater

Ihr die Freundin beruhigen zu helfen, die sie zu ungern hätte verlieren mögen. Der Herzog lächelte, es schien ihm ein leichtes, dem schönen Mädchen ihr obdes kaltes Element vergessen zu machen. Er befahl alle Bequemlichkeiten zu einer Reise vorzubereiten, die er mit seiner Familie und der fremden Prinzessin durch sein ganzes Reich zu machen gedenke, und suchte seine Tochter durch die Versicherung zu beruhigen, daß wenn Suttula nur erst sein großes weltes Reich mit den vielen Städten und Dörfern, mit den waldigen Gebirgen und fruchtbaren Thälern und den Millionen fleißigen Menschen gesehen, und seine schönen Schlösser und prachtvollen Gärten bewundert haben würde, sie sich dann gewiß nicht mehr zurück wünschen werde; ja er gab die Hoffnung nicht auf, daß es vielleicht seinem einzigen Sohn gelingen könne, die schöne Suttula einst als Gattin zu erwerben, und so durch sie auch die Herrschaft über die Wälder zu erhalten.

Und es wurde alles aufgeboten, die Tochter des fremden Elementes zu erfreuen; eine lange Reise in prächtiger Wagen mit flüchtigen Rossen bespannt, trug den Herzog mit seinem Gefolge

von Stadt zu Stadt; durch die reizendsten Gegenden ging der Zug, und jeder Tag brachte neue Zerstreuungen. ~~Magnus~~ staunte dies alles an; aber ~~wenn~~ ~~Alke~~ glaubte, den Ausdruck der Freude und Bewunderung zu erkennen, so hörte sie doch immer nur, wie die Freundin ihr früheres Leben mit ihrem jetzigen verglich, und das letztere immer in Nachtheil stellte. Wenn zum Beispiel auf den gebahnten Kunststraßen der weich gepolsterte Wagen Pfeil schnell dahin flog, und unter den ~~Kolbsten~~ die Brücken wiederhallten, dann sagte ~~Enttula~~: „auf meiner Muschel fuhr ich doch sanfter und schneller durch die Fluthen dahin; in meinem Reiche brauchen wir keine Brücken, da wirbelt sich nicht der Staub empor, und legt sich mit seinen grauen Wolken über die weiße Stirn! — Und wenn sie auf einem Berge standen und die Morgensonne auf und die Abendsonne untergehen sahen, und ~~Alke~~ begeisterte die Freundin auf das große Naturschauspiel aufmerksam machte, so sprach ~~Enttula~~: „Die Sonne ist wohl schön, sie sendet der Erde wohl ihre erquickenden Strahlen, aber die Erde trinkt sie gierig auf, und giebt ihr dafür nichts wieder. In meinem Elemente ist es anders, das wirkt

der Sonne ihr freundliches Bild zurück, und folgt ihr den tiefen blauen Himmel an dem sie wandelt, und schmückt sich mit den Farben dieser Königin!“

So fand Buttula, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, nirgends Befriedigung, und alles was stillens Seele mit Entzücken ergriff, und was sie mit der Freundin zu theilen wünschte, erfüllte diese nur immer mehr und mehr mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach dem Frühern.

Der Herzog war auf seiner Reise bis zu dem Schlosse gelangt, welches sich auf einem Felsen am Ufer des Meeres erhob, und es wurden prächtige Gondeln bereitet um eine Lustfahrt auf dem Meere selbst zu unternehmen. Entzückt und frohlich in eine der Barcken stieg er, führte den Zug an, trieb die Ruderer mit raschem Schlägen, und hielt den Schleier über ihrem Haupte ausgebreitet, daß der Wind ihn als Segel erfassen mochte. So war man weit ins Meer hinein geschifft, als die Sonne endlich aufhellen begann, und der Herzog den Befehl zum Aufbruch gab. Da streckte Ent-

tula ihre Arme aus, und ließ einen wunderherrlichen Gesang erklingen, und die Fischlein hörten die bekannte Stimme, und drängten sich herzu und hoben ihre Häupter empor, und blickten mit den treuen Augen nach ihrer lang entbehrten Herrscherin, und die Wellen hoben sich höher und flüsterten leise, und dort, wo die untergehende Sonne die Fluth mit Purpur übergoß, stieg eine Woge auf, deren leichter Schaum, einem weißen Schleier gleich, sich über die Fluth breitete. Da rief Suttula: „Das ist die Mutter! die Mutter!“ und sie hielt sich nicht länger, sie sprang in die Fluth, und schwamm unter dem Rufe: „Lebt wohl! lebt wohl!“ der Abendröthe zu. — Die Schiffer wollten sich ihr nach stürzen, denn Asile weinte, und sie glaubten das schöne Mädchen werde in der Fluth ertrinken. Aber der Herzog winkte, und sprach: „Laßt sie ziehn, sie war nicht glücklich, nicht heimisch bei uns, ihre weise Mutter hatte recht: „Es bleibe jeder in seinem Elemente!“

ACH. KLEIN 179.

Aber was heißt denn dies Sprichwort eigentlich? werdet ihr fragen, meine lieben Leser: es giebt ja doch nur ~~ein~~ Elemente, und ein Geschöpf, was in dem einen zu leben gewohnt

ist, paßt freilich nicht für das andere; da werde ich auch dann darauf antworten: Für den Menschen giebt es noch andere Elemente als diejenigen, welche die gewaltige Natur scharf begrenzt und fast feindlich einander gegenüber gestellt hat. Des Menschen Element ist seine Lebensweise, und seine Stellung in der Welt; der Stand zu dem er erzogen und gebildet wurde, der Wirkungskreis, zu dem seine Kräfte und Kenntnisse ausreichen, die Gewohnheit, die ihn an einen Wohnplatz und an einen Kreis bekannter Menschen bindet, das Geschäft, das er versteht und das ihm gelingt, — das ist des Menschen Element. Es läßt sich mancher zu thörichten unmäßigen Wünschen verleiten, eine fremde Lebensweise scheint ihm oft besser, glänzender zu seyn, als die eigne, und in eitler Verblendung, und weil er seine eignen Kräfte überschätzt, wünscht er sich aus seinem Elemente hinaus, und in die fremde besser scheinende Lage. Aber er wird nicht glücklich, der Schimmer der Neuheit verschwindet bald, die größeren Sorgen wiegen die größeren Vortheile auf, das Gefühl der nicht zureichenden Kraft und Geschicklichkeit beugt den Muth nieder, und die Sehnsucht nach den alten theuern Verhältnissen

zerstört das Lebensglück — nur wenige sind vom Himmel berufen und ausgerüstet in jedem Element zu leben, aber für die meisten galt die Lehre der alten Weisen des Meeres: es bleibe jeder in seinem Elemente! und dort sey er zufrieden und erfülle treu seine Pflicht!“ —

Der Spuck.

Ein Drama in drei Acten.

Personen.

Prinz Adalbert, vierzehn Jahr alt.
Hofrath Preis, dessen Führer.
Schleßhauptmann von Rachen.
Günther, sein Sohn, fünfzehn Jahr.
Kastellan Wirbel, ehemals Feldwebel.
Seine Frau, die Kastellanin.
August, ihr Sohn, vierzehn Jahr.
von Gproßberg, Wirth des Fenzel.
Der Anführer der Ginde.
Sein Adjutant.
Der Hauptknecht.
Drei Bedienten.
Nebst ihm.

(Der Schauplay ist in einem alten herzoglichen Schloße.)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein großes Zimmer in dem alten Schloß. Mit Gemälden und einigen Waffen behangen. Die Kastellanin ist beschäftigt das Kaffeegeschäft auszutragen, der Schloßhauptmann tritt eben ins Zimmer.)

Schloßhauptmann.

Was ist das? — habe ich nicht befohlen, es soll der Kaffe heut in Silber servirt werden? —

Kastellanin.

Es kann seyn, mein Mann murmelte so etwas, er hat aber bisweilen gleichsam eine unverständliche Sprache.

Schloßhauptmann.

Oder Sie haben vielmehr oft ungehorsame taube Ohren. Mich aber sollen Sie doch wohl verstehen, und deshalb sage ich Ihnen jetzt selbst: „der Kaffe soll in Silber servirt werden!“ Hören Sie! Ich will die Fremden, die geknien

Abend hier angekommen sind, geehrt wissen!
Also in Silber und geschieht dies nicht, so wer!
ich das alte Töpferzeug zum Fenster hinaus!
Haben Sie es nun verstanden, Madam?

Kastellanin.

Verstanden hab' ich's, aber was das Her-
auswerfen betrifft, da wollen wir doch auch
dabei seyn. Vor ihrem Stock und Degen, mein
Herr Hauptmann, fürchte ich mich nicht, so
lange ich mein Schlüsselbund noch zur Hand
habe! was? Sie wollen hier groß thun, und
über das Rassezeug befehlen? hat man mir denn
schon angesagt, wer die fremden Menschen sind,
die Sie gestern ins Schloß gelassen haben?

Schloßhauptmann.

Das ist nicht nöthig!

Kastellanin.

So! nun dann gehen Sie mich aber auch
nichts an. Es könnte seyn, daß, wenn ich alles
gehörig erfahren hätte, ich mich zum Porzellan-
Service allensfalls entschlossen haben würde; —
aber das Silberzeug, nein, nein! Herr Haupt-
mann! so leicht schließ ich meinen Silberschrank
nicht auf, wie Sie das Schloßthor, obgleich ich
gleichsam keinen Degen und keinen Schnurrbart
trage! Verzeihn Sie mich? —

Schloßhauptmann.

Wabam, werden Sie nicht impertinent!

Kastellanin.

Stille! Stille! spielen Sie nicht den Gewaltigen! wir sind hier alleine! lassen Sie sich einmal den Text lesen. Sagen Sie doch, wie war es möglich, daß Sie gestern die beiden ~~Herrn~~ in das Schloß eingelassen haben? Lesen Sie denn gar nicht mehr die Zeitungen? Wissen Sie denn nicht, was es jetzt in der Welt für lieberliche tolle Handel giebt? Und den Ersten, den Besten, der hierher kommt und Einlaß begehrt, den lassen Sie, mir nichts die nichts, ins Schloß herein, weisen ihm Zimmer an, und bewirthen ihn wie einen großen Herrn? Kennen Sie den Menschen in dem grünen Jagdrocke, und wissen Sie, ob der hochmüthige Dursche, den er bei sich hat, nicht seinen Eltern entlaufen ist? Sehen Sie, nichts wissen Sie, und haben gleichsam keine Antwort! —

Schloßhauptmann.

Wabam, vergessen Sie nicht, mit wem Sie sprechen! ich brauche Ihnen nicht zu antworten, sondern nur zu befehlen.

Kastellanin.

Sehr wohl! aber dann bleibt es auch beim

Töpferzeuge! Es sind jetzt zwanzig Jahre her, als unser gnädiger Herzog dieses Schloß zum letzten Mal besuchte; da wurde ihm der Kaffee auch in der großen silbernen Kanne servirt, und der Allergnädigste trank gleichsam zwei Tassen. Seit dem steht das Silberzeug nun wie ein Heiligthum im großen Nußbaumschranke; es soll mir's niemand entweichen, und wenn auch gleich ein Schloßhauptmann spricht: „gebt es heraus!“ ich thue es nicht!

Zweiter Aufseher.

(Die Vorigen. Günther. August.)

Günther.

Der Fremde, lieber Vater, hat nach Dir gefragt; er ist schon zeitig auf, und geht auf dem Walle schon spazieren.

Schloßhauptmann.

Gut, mein Sohn? erwartet uns denn hier; und Sie, Madam, hatten das Frühstück bereit, und serviren den Koffee, wie ich's befohlen habe!

(Er geht ab.)

Kastellanin.

Sehr wohl! aber nicht in Silber!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Schloßhauptmann.

Die Kastellanin.

Hört, Kinder, war't Ihr etwa schon in des Fremden Zimmer?

Günther.

Ja, Mutterchen, aber der ältere Herr war, wie gesagt, schon ausgegangen, und der Kleine konnte sich noch nicht recht aus dem Schläse fügen.

Kastellanin.

So! und was sprach er denn mit Euch? Habt Ihr ihn nicht nach seinem Namen gefragt?

August.

Nein! das nicht!

Kastellanin.

Du bist ein Schaaf! Der Name ist stets das Erste; man muß den Menschen doch nennen, Du kannst doch nicht zu dem Burschen sagen: Hören Sie einmal, Herr Junge! — Kurzum, den Namen schafft Ihr mir! Habt ihr sonst nichts gesehen? wie War die Wäsche? war sie fein? und mit welchen Buchstaben gezeichnet?

ഒക്ടോബർ.

Wer sieht nach solchen Dingen so genau; genug der Knabe ~~wißte~~ ^{weiß} mir nicht, er scheint offen und lustig.

Safflower.

Lustig? o ja doch, damit der Spektakel noch größer würde! das fehlte mir noch! ich habe an Euch beiden Jungen genug; denn sobald Ihr ins Haus tretet, so ist ein Lärm wie in einer Affenbude! Sage mir nur, dürft Ihr auf Eurer Schule denn auch solch eine Wirthschaft treiben? Wenn ich der Rector wäre, ich wollte Euch gleichsam — —

製成此種。

Du thätest uns doch nichts, Mutterchen, und hast doch Deine Freude an uns beiden. Wenn wir einmal ernst und still sind, dann sprichst Du gleich: „was fehlt Euch Kinder? hängt Ihr die Köpfe? ihr wißt, ich kann das dackmüserige Wesen nicht haben!“

Scalability

Nun ja, ich habe auch frohlichen Menschen erzeugt.

© 1998 by John Wiley & Sons, Inc.

Das hast Du auch, und hast mir meine Mutter treulich ersetzt.

Kastellanin.

Deine Mutter? Ach du lieber Gott! ja die hatte mich sehr lieb, und als sie sterben mußte, sagte sie zu mir: „Frau Wirbel! wenn ich nicht mehr bin, dann nehmen sie sich meines armen kleinen Knaben an!“ das habe ich denn auch versprochen.

Bluthe.

Und hast es auch treu und redlich gehalten.

August.

Nun siehst Du wohl! aber eben weil Du unsere liebe treue Mutter bist, mußt Du auch alle Mutterpflichten hübsch erfüllen! das heißt: Du mußt gegen die lieben Söhnchen bisweilen blind seyn, — mußt ihren liebenswürdigen Spectakel gern ertragen, — mußt hübsch thun, was sie wollen, — mußt Dich unbändig freuen —

Kastellanin.

Schweige, Staarmag! und treibe keine Posse, aber es ist wahr, wenn Ihr mir an dem kleinen Lärmt, so mag es seyn, ich will's ertragen. Ihr seyd einmal meine Kinder! aber den kleinen Mursche, der soll mir kommen! was will er hier, was drängt er hier sich ein?

Günther.

Sie hatten sich ja beide auf der Jagd verirrt, und Du hast ja schon manchen Armen hier erquickt.

Kastellantin.

Arme! ja! aber ein solcher Junge darf sich gar noch nicht verirren, soll noch nicht auf die Jagd gehen, sondern hübsch zu Hause bleiben und die Nase ins Buch stecken. Und da ihm nun einmal die Verirrung unglücklicher Weise passiert ist, so soll er doch hübsch bescheiden seyn, und höchst demüthig; aber der Bursche geht im Schlosse umher, als ob es ihm gehörte, und als ich gestern Abend herein kam, und den Herrn die Speisen selbst auftrug, so stand er nicht einmal auf, und sagte nicht einmal: schön guten Abend, Frau Kastellantin! das hätte sich für einen solchen Burschen gehört, und Dein Vater, der Hauptmann, hätte ihn darüber gleichsam zu recht weisen sollen!

Günther.

Die Fremden sehen wohl ein Bischen vornehm aus.

Kastellantin.

Ei, was da! was da! wir sehen vornehm aus, denn wir wohnen in einem herzoglichen

Schloß, das fremde Leute nicht wie einen Gast, hat betrachten sollen! kurzum Jungens, passe mir auf den fremden Durschen auf. Forscht ihn auf, vergeßt Euch nichts gegen ihn; und, wird er zu dreist, so schmeißt ihn zum Tempel hinaus.

August.

Schon gut, Mutterchen! in solchen Dingen kannst Du Dich ganz auf Deinen Gänther und Deinen August verlassen!

Viertler Auftritt.

Die Borigen, der Schloßhauptmann,
der Hofrath Preis.

Schloßhauptmann. (verständend.)

Frau Kastellanin Wirbel, eine sehr achtbare Frau, die Pflegemutter meines Sohnes hier, und die Mutter dieses Knaben.

Hofrath.

Ich sehe das Sprichwort auf's Neue hier bestätigt, daß man nicht nach dem Aeußeren urtheilen soll. Wie unfreundlich und rauh sind nicht die äußern Umgebungen dieses Schlosses, und wie ganz anders ist es im Innern. Man erkennt in der Nettigkeit und Ordnung allent-

halben eine kundige Frauenhand, findet eine freundliche Aufnahme, und sowohl ich, als mein kleiner Reisefammerad, wird sich des Umgangs mit Ihnen hier sehr erfreuen. Genuß, hier möchte man Hatten dauern.

Kastellanin.

Ich wünsche, daß es dem Herrn hier gefallen möge.

Hofrath.

Ich danke ihnen von Herzen, Madam! für diesen Wunsch. Ich habe den Herrn Hauptmann eben um die Erlaubniß gebeten, mich einige Tage mit meinem Jüdling hier aufhalten zu dürfen, und wende mich nun mit einer gleichen Bitte an die freundliche Hausfrau dieses Schlosses!

Kastellanin.

(Sie deckt heimlich ihre Schürze über das Kaffezeug.)

(für sich.)

Ein charmanter Mann!

(laut zum Hofrath.)

Ihre angenehme Gesellschaft wird uns stets willkommen seyn. Aber befehlen Sie nicht zu frühstücken? ich dächte auf dem Altan, wo die Aussicht so schön ist; ich werde Ihnen den Kaffee dorthin besorgen.

(Sie nimmt das verdeckte Kaffezeug, und spricht im Abgehen für sich.)

Das Silberzeug bekommt er zwar nicht, aber
das Porzellan muß ich wahrhaftig besorgen.

(ab.)

Hofrath.

(zu den Knaben.)

Und Ihr, meine jungen Freunde, möchtet
wohl meinen kleinen Begleiter aufsuchen, und
ihm die Zeit vertreiben helfen.

Schloßhauptmann.

Seht, meine lieben Jungen!

(heimlich zu ihnen.)

Aber betragt Euch höflich und bescheiden
gegen den jungen Herrn!

August.

Die Mutter hat uns schon etwas instruiert!

(beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Schloßhauptmann, der Hofrath.

Hofrath.

Wie sind jetzt allein Herr Hauptmann, und
so will ich Ihnen denn hier das ausführlicher
sagen, was ich gestern Abend nur andeuten
konnte.

Kennen Sie den Aufruhr, der in unsern

Nachbarstaaten ausgebrochen ist, und das sonst
lächelnde glückliche Land fast verwüstet?

Schloßhauptmann.

Die Zeitungen bringen uns ja traurige Nach-
richten hierüber.

Hofrath.

Unter dem Vorgeben, eine größere Freiheit
und eine glücklichere Zukunft zu gewinnen, zie-
hen die Verblendeten von einigen Unredlichen,
die nur ihren Vortheil suchen, zur Empörung
gegen ihren braven Landesherrn aufgereizt von
Ort zu Ort, verwaltschaftlich, was sich ih-
nen nicht anschließen will, und von den Leuten,
die angeblich nach Freiheit ringen, wird alle
persönliche Freiheit und die Sicherheit des Ei-
genthums in den Staub getreten, und selbst
die Kirchen werden nicht geschont.

Schloßhauptmann.

Ich kenne Alles; die Stimme des Elendes,
das jene Empörer angerichtet, ist selbst bis in
meine Abgeschiedenheit gedrungen. Arme Flücht-
linge, die, um das Leben zu retten, Habe und
Gut verlassen mußten, und hinter sich die ge-
plünderte Heimath in Flammen aufgehen sahen,
haben sich bis an das Thor dieses einsamen
Schlosses verirrt, und, ich gestehe es, Herr

Hofrath. Ich habe ihnen oftmals Obdach und Erquickungen gegeben, damit ihnen in einem Lande das Herz wieder ruhig schlagen möchte, wo Friede und Eintracht zwischen Fürst und Volk herrscht.

Hofrath.

Sie haben recht gethan! Aber lieber Freund, Sie wissen von neuem Ereignissen noch nicht. Jene Aufrührer, die ihr eigenes Land ausplündern, haben in ihrer Raubsucht nun auch unsere Grenze überschritten.

Schloßhauptmann.

Da soll ihnen ja das Donnerwetter auf den Kopf fallen!

Hofrath.

Sie haben versucht, auch die Unterthanen unseres Staates zur Empörung zu reizen, und da ihnen dies nicht gelungen, sind sie wie Räuber in die friedlichen Wohnungen der Treugesinnigen eingebrochen, und erlauben sich Plünderungen und Grausamkeiten aller Art.

Schloßhauptmann.

Kann denn keine Menschenseele eine ordentliche Muth mehr führen?

Hofrath.

O ja! sie haben tüchtigen Widerstand ge-

sunden, aber ihr Ueberfall war unvermuthet, und ihre Anzahl groß.

Schlosshauptmann.

Wird denn aber mein gnädigster Herzog nicht — — —

Hofrath.

Allerdings! der Herzog eilt ihnen mit einem muthigen Truppecorps entgegen; aber die Räuber haben den Plan entworfen, den Prinzen aufzufangen, um wenigstens ein großes Lösegeld vom Herzog zu erpressen.

Schlosshauptmann.

Unsern Prinzen auffangen! Lösegeld nehmen? laßt mich hinaus, ich will ihnen auszahlen.

(Er schlägt an den Degen.)

Hofrath.

Es ist kein Geheimniß geblieben, daß der Herzog seinen Prinzen, fern von dem Gewühl der Residenz und des Hoflebens, zu Thalstadt erziehen läßt, wo nicht allein die reizende Lage des Orts das empfängliche Gemüth des Prinzen mit allen Naturschönheiten frühzeitig vertraut machen soll, sondern, wo sich auch alle Mittel darbieten, ihm in den Wissenschaften eine gründliche Ausbildung zu geben.

Schloßhauptmann.

■ Ganz recht! dies darf auch kein Geheimniß bleiben, das ganze Land soll sich darüber freuen, und mit Hoffnung zu dem Prinzen ausblicken, den sein weiser Vater so erziehen läßt.

Hofrath.

■ Aber die Empörer haben einen Plan darauf ~~gefaßt~~ mit ~~ihrem~~ Ihren Haufen eilen sie auf Thalsadt los, um den Ort zu überfallen, und den Prinzen dort zu rauben, während ein zweiter Haufe bereits den Weg von Thalsadt nach der Residenz abgeschnitten hat.

Schloßhauptmann.

■ Und deshalb sind Sie zu mir gekommen, Herr Hofrath? wollen unsern Prinzen mir anvertrauen, wollen hier warten bis unser allergnädigster Landesvater selbst kommt und Hülfe bringt?

Hofrath.

Das war allerdings meine Absicht, und ich hoffe, sie werden —

Schloßhauptmann.

■ Kein Wort mehr! Mein Blut, mein Leben gehört dem Herzoge und seiner Familie! die Sache ist abgemacht! so lang ich lebe und noch den Degen führen kann, ist der Prinz hier sicher.

Hofrath.

Das dacht ich wohl, wir vertrauen uns Ihrer Hand. Haben Sie aber schon auf Rundschaft ausgeschickt, wie ich gestern Abend bat?

Schlosshauptmann.

Allerdings! schon mit Tagesanbruch hat der alte Kastellan Wirbel deshalb das Schloß verlassen; ich hoffe jeden Augenblick auf seine Rückkehr.

Hofrath.

Gut! Aber ich mache es zur ausdrücklichen Bedingung, daß unsere Namen und unser Stand Ihren Hausgenossen verschwiegen bleiben; die Eicherheit verlangt es so; der Prinz selbst mag indeß unerkannt mit den beiden Knaben hier seine Jugendspiele treiben, wir wollen für ihn wachen. Führen sie mich nun, mein guter Hauptmann, auf den Altan!

(Beide ab.)

Größerer Auftritt.

Von der andern Seite kommen:

Udalbert. Günther. August.

Udalbert.

Ei! hier hängen ja recht viele Bilder! wer sind denn alle die beharnischten Männer dort?

Günther.

Das sind die Vorfahren unseres Fürstenhauses.

Adalbert.

Eine lange Reihe! sind sie Euch bekannt?

August.

Das versteht sich! Wir sind unter diesen Bildern aufgezogen worden und sollten nicht wissen, wer sie sind!

Adalbert.

Dann dann sagt mir doch, wer ist denn jener Mann in der dunkeln Rüstung mit dem Spigenkragen dort.

Günther.

Das ist der Herzog Joachim, der zur Zeit der Reformation lebte; so wie er hier gemahlt ist, saß er auf dem Reichstage zu Worms; und als der Martin Luther die Wahrheit dort verteidigte, ward er sein Freund und sein Beschützer.

Adalbert.

Und dieser hier?

Günther.

Das ist der Herzog Friedrich, der sich im dreißigjährigen Kriege mit dem Schwedensüßgen Gustav Adolph verband, um seinem Vaterlande die Religionsfreiheit zu erkämpfen.

Es war der Freund des großen schwedischen Königs und hat an seiner Seite gefochten bis jener bei Lützen fiel.

Abalbert.

Und der hier?

Günther.

Ist Herzog Wilhelm, der die Academie zu Thalstadt stiftete; er führte die großen Kunststraßen durch das Land, und wird wegen seiner friedlichen Gesinnungen und wegen der schönen Einrichtungen, die er im Frieden gemacht, immer nur der Fürst des Friedens genannt.

Abalbert.

Ich möchte doch lieber der Herzog mit dem Epigrammen dort gewesen sehn, als dieser mit der Palme. Es ist etwas Großes als Sieger in der Schlacht dazustehen.

Günther.

Aber die Stiftung einer Academie ist doch auch nicht minder groß als eine gewonnene Schlacht.

Abalbert.

Eine solche Stiftung kann aber auch von jemand ausgehen, der gar keinen Ruhm hat.

August.

Eine Schlacht kann aber auch jemand ge-

wissen, der von den Wissenschaften gar nichts
blet. Was würde unser Prinz sagen, der zu
Thalstadt erzogen wird, wenn dort die Acades-
mie nicht wäre.

Adalbert.

Dann würde er vielleicht in andern Sachen
geübter seyn; im Fechten, im Reiten; er würde
~~schon~~ schon als Regiment kommandiren.

Günther.

Ich hoffe der Prinz denkt anders. Wer erst
vierzehn Jahr alt ist, muß vorher etwas lernen,
eh er kommandiren will, und unser Prinz
soll sehr fleißig seyn.

Adalbert.

Fleißig? das ist zum Lachen! man hat Euch
unwahr berichtet; des Prinzen Lehrer soll sehr
unzufrieden mit ihm seyn; man hält nicht eben
viel auf ihn.

August.

Junger Herr! dergleichen Reden verbitt' ich
mir! ich lasse unserm Prinzen nichts Böses nach-
sagen, denn es ist nicht wahr! Wäre es aber
auch gegründet, so darf mir doch vor diesen
Widern hier keiner so leichtsinnig davon sprechen,
und den Mund wohl gar zum Lachen verziehen,
sonst schlag ich ihm darauf.

Adalbert.

Ihr habt ein artiges Benehmen gegen einen Fremden!

Günther.

Wenn Sie auch in diesem Schlosse fremd sind, so sind Sie es doch wohl nicht auch in unserm Lande, und am allerwenigsten, wenn Sie von unserm Prinzen sprechen; da kann ich Achtung verlangen.

August.

Und wer vor unserm Herzog und dessen Sohn keinen Respekt hat, der kann bei uns hier lernen, oder er wird hinaus geworfen.

Adalbert.

Hört einmal, Ihr Jungen, Ihr gefallt mir! Sagt mir eure Namen.

Günther.

Ich heiße Günther von Nachner.

August.

Und ich August Wirbel.

Adalbert.

Du scheinst mir auch ein Wirbelkopf zu seyn.

August.

Kann seyn! besser ein Wirbelkopf, als ein fader Schwärmer. Uebrigens lasse ich mich nicht von jedem fremden Burschen, der nach meinem

Man fragt, ohne mir den Seinigen genannt zu haben, gleich Du nennest.

Günther.

Ja! oder ich frage mit demselben Rechte: wie heißt denn Du?

Adalbert.

Gut! ich heiße: Adalbert Herzog! Aber reichte mir nur die Hände, wir wollen Freunde seyn, und wollen uns kurz weg Du nennen.

August.

Was meinst Du, Günther, schlagen wir ein?

Günther.

Reinetwegen! das Raifonniren muß er jedoch lassen.

Adalbert.

Ich will wohl schweigen, wenn Ihr mir von Euren Prinzen nur etwas Besseres zu sagen wüßtet.

Günther.

Etwas besseres? — Er ist die Hoffnung des Landes! das ist das Beste, und das mag er verdienen und bestätigen! der Prinz ist erst in unsern Jahren, da läßt sich eben noch nicht viel von ihm sagen, das fühle ich an mir selbst, doch soll er ein guter liebenswürdiger Knabe

seyn; mag ihn der liebe Gott dabei erhalten, und zum guten Fürsten machen.

August.

Das ist genug gesagt! denn eben so wie ich dem Prinzen nichts Böses nachsagen lasse, so höre ich auch nicht gern, wenn er zu sehr gelobt wird; ich denke immer, das Lob kommt eher zu zeitig als zu spät, drum mag man's lieber noch abwarten. Wißt Du aber von jemand etwas hören, den jeder lobt und liebt, dann laß Dir hier von diesem Bilde etwas erzählen.

Adalbert.

(auf das Bild Nickrah, schnell)

Ach, das ist der Vater!

Minther.

Nennst Du ihn auch Vater? Das ist recht! denn er ist der Vater seines Landes, und es sollte ihn eigentlich niemand Herzog, es sollten ihn alle Vater nennen. Ja, das ist unser jetziger geliebter Landesherr, von dem ich Dir viel erzählen könnte; da Du aber seine edelen Tugenden gleich selbst erkannt hast, wirst Du auch schon wissen, wie er für sein Land sorgt und wacht.

Adalbert.

Ja, das weiß ich!

August.

Und der alte Rector auf unsrer Schule pflegt zu sagen: den regierenden Landesherren soll das Volk lieben, ehren und ihm gehorchen, aber sein Lob und seinen Ruhm mag man der Geschichte überlassen, die wird schon wieder schreiben, was ihm gebührt!

Günther.

Und für unsern Herzog dort, werden auch einige herrliche Blätter voll geschrieben werden, und alle die nach uns kommen und sie lesen, werden uns beneiden, daß wir unter ihm lebten.

Adalbert.

Und doch hat dieser treffliche Mann jetzt große Sorgen. Ihr werdet ja wohl gehört haben, wie der Friede seines Landes jetzt gestört wird.

Günther.

Der Friede seines Landes? wer hat den gestört? Du meinst doch nicht den Aufruhr der an den Grenzen des Nachbarstaates statt findet?

Adalbert.

Ja wohl mein ich ihn!

Günther.

Es sind nur Wolken am äußern fernen Horizont, die ziehen vorüber und trüben den

Himmel über uns nicht. Mein Rector sagt immer: im Innern des Menschen da wohnt sein Friede; was von außen auf ihn zukömmt, kann er leicht abwehren, wenn er nur im Innern den Frieden bewahrt. So dünkt mich ist es auch mit einem Lande, denn wo im Innern Friede und Glück wohnt, und allenthalben Liebe zwischen Fürst und Volk, da ist man wohl stark genug, die äußern Friedensstörer tüchtig abzuführen.

Abalbert.

Ihr habt wohl noch nicht gehört, daß sie schon die Grenze überschritten haben, daß sie auf Thalstadt losgehen, und den Prinzen dort fangen wollen.

August.

Den Prinzen? nun, der wird ihnen hoffentlich die Wege weisen.

Abalbert.

Wie soll er das! es sind ja keine Truppen bei der Hand.

August.

Ei! das ist auch gar nicht nöthig! Wenn ich der Prinz wäre, so hätte ich gesagt: Hört einmal ihr Herren Studenten in Thalstadt, die fremden Empörer zerstören unser Land, und

haben's besonders auf mich abgesehen. Mein Vater ist entfernt, und ich hätte wohl Lust ihnen allein eins auszuwischen! Ihr seyd jung wie ich, wir sollen künftig einmal mit einander leben, uns lieb haben und uns vertrauen; so wollen wir denn auch schon jetzt ein Recht auf einander gewinnen, und wollen zeigen, daß wir keine Kerls sind! Und wenn der Prinz so gesprochen hätte, dann wäre gewiß keiner zurück geblieben, und die blanken Hießer hätten geblitzet, und den Prinzen in der Mitte, war' es hinaus gegangen, und dann in die Feinde hinein, rap! rap! auf Leben und Tod.

Adalbert. (nimmt August.)

Mein lieber, lieber August! das wäre wohl schön gewesen! Aber der Vater dort

(auf das Volk zeigend.)

würde gescholten und gesagt haben: Du bist noch ein Knabe, was fährst Du mir die Jünglinge, die flüchtig seyn und lernen sollen, deinetwegen in den Tod? ich werde schon selbst kommen, wenn es Noth ist, und Dich nicht im Stiche lassen.

Eiegender Austritt.

Die Vorigen. Die Kastellanin.

Kastellanin.

August! August! Geschwind lauf hinunter und nimm dem Vater das Pferd ab! der alte Mann kam ja ins Thor gesprengt als ob er gleichsam von Sinnen wäre.

(August ent ab.)

Adalbert.

Wo ist der Herr Kastellan gewesen?

Kastellanin.

Ja da fragen Sie mich nicht, Mutter, sondern Ihren Herrn Hofmeister, oder was er sonst seyn mag; der ist gewiß daran Schuld, daß mein armer Mann heut schon mit dem Anbruch des Tages fortreiten mußte.

Günther.

(am Fenster stehend.)

Wahrhaftig der Kappe ist ganz mit Schaum bedeckt; der Reitknecht führt ihn im Hofe langsam umher; der Thormärter aber schließt das Schloßthor zu und schiebt die großen Riegel vor; das muß etwas zu bedeuten haben.

Neuer Auftritt.

Die Vorigen. Kastellan Wirbel.

August.

Kastellanin.

Um Gottes Willen, Vater, wie siehst Du aus!
der Staub liegt Dir ja Finger dick auf der
Stirn! Wer wird denn so unvernünftig reiten!

Kastellan.

Ruhig Mutter! Sey nur ruhig!

Kastellanin.

Ja es hat sich etwas ruhig zu seyn, wenn
man Dich so vor sich sieht. Was hast Du denn?
was giebt's denn draußen?

Kastellan.

Ich sage: sey ruhig Mutter! Und wenn ich
das sage, dann weißt Du schon, was passiert! —

Kastellanin.

Ach, mein Gott! ach, mein Gott! — Was
wird das geben! —

Kastellan.

Bist Du nun ruhig, Mutter? frag ich.

Kastellanin.

Ja doch! ja! sehr ruhig! Du mußt mir's
ja ansehen, wie ruhig ich bin.

Kastellan.

Gut! denn ~~hier~~ ^{hier} mich kurz! Eile und packe das Silberzeug und die besten Sachen zusammen und laß sie in die verborgensten Gemächer des Schlosses bringen.

Kastellanin.

Ach, du gerechter Himmel!

Kastellan.

Bist Du ruhig, Mutter? —

Kastellanin.

Ei, ja doch! ja doch! ich bin ruhig! ich werde alles sehr ruhig ~~anpacken~~. Aber sage mir nur erst gleichsam vor allen Dingen, was uns für ein ruhiger Raub und Brand und Mord bevorsteht.

Kastellan.

Sobald Du gefaßt bist, hab' ich kein Geheimniß mehr vor Dir, denn Du stehst so gut im herzoglichen Dienst, wie ich.

Kastellanin.

Das wollte ich meinen.

Kastellan.

Unser Herzog ist dem fremden in unser Land eingebrochene Empörerhaufen entgegen gezogen, und wird sie bei Thalstadt vielleicht heut noch treffen.

Albalt.

Victoria! Victoria!

Kastellan.

Aber unser Prinz ist aus Thalsadt geflohen, die Feinde wissen es, und ihre zerstreuten Haufen werfen sich nun auf alle Orte, wo sie ihn zu finden glauben, und rauben und plündern.

Kastellanin.

Ach! Du mein Himmel! da wird es uns schön ergehen! Und nun hat man das Unglück drei solche Jungen hier im Hause zu haben, die von den fremden Liegern alle für verkappte Prinzen gehalten werden können!

Kastellan.

Das möchte wohl niemanden einfallen! Aber Dein Silberzeug.

Kastellanin.

Was? niemanden einfallen? meine Jungen sollen nicht aussehen wie die Prinzen? das wollte ich mir ausgebeten haben! Wie sieht denn ein Prinz aus! He? Vergleiche sie einmal mit dem fremden Burschen hier! wer sieht hier aus wie ein Prinz.

(zu Albalt.)

Er braucht sich nicht zu fürchten, Mutsuchen,

ihm wird Niemand etwas thun; aber für meine stattlichen Jungen ist mir bange.

Kastellan.

Laß es gut seyn, Mutter, und thu Deine Schuldigkeit. Ich weiß: Du hast in der Zeit der Noth immer das Herz auf dem rechten Flecke, und wenn unser armer Prinz, sich zu uns geflüchtet hätte, so weiß ich doch, Du schütztest ihn mit Deinem Leben.

Kastellanin.

Ei, das versteht sich! Aber warum ist er denn so thöricht und kommt nicht hier her? Warum versteckt er sich lieber in andre Löcher? Wenn er hübsch mit dem Papa vorher gesprochen hätte, der würde ihm schon gesagt haben: Mein Söhnchen, mache, daß Du zu meiner alten Wirbeln kommst, bei der bist Du sicher!

Süntzer.

Und wenn er vollends von der alten Wirbeln ihren beiden Jungen gehört hätte! —

August.

Die, wie die Prinzen aussehen, und wie die Bauerjungen drauß schlagen können — —

Kastellanin.

Kurz, es ist eine Dummheit, daß man ihn nicht hierher gebracht hat, denn wäre er hier,

und das Räubervolk käme, so wüßte man dann doch wofür man sich mißhandeln ließe.

Kastellan.

Nun, so thue denn, Mutter, als ob er hier wäre. Jeder gehe auf seinen Posten! Da packe Deine Kostbarkeiten ein, ich werde mit dem Hauptmann das Schloß vertheidigen. Komm!

(Exit M.)

Neunter Auftritt.

Adalbert. Günther. August.

August.

Höre, Günther, wenn jeder auf seinen Posten gehen soll, wo wird denn der unsrige seyn?

Günther.

Der würde sich ja wohl finden, denn vor solchen Leuten, die mit dem Unrecht im Herzen, wie Räuber herumziehen, fürcht ich mich eben nicht, sie haben gewiß keinen Muth! — aber die rechte Lust fehlt mir dazu.

August.

Wie so denn?

Günther.

Ich denke eben-so, wie Deine Mutter, und

wollte, daß der Prinz selbst hier wäre! aber wer weiß, wo der herumzieht und in Noth und Gefahr schwebt?

August.

Ja, da hast Du recht! hier in unserer alten Burg wär' er sicher.

Gänther.

Weißt Du was August! wie wär es, wenn wir uns beide fort machten, und den Prinzen aufsuchten, um ihm beizustehen, oder ihn doch wenigstens hierher zu führen?

August.

Das ist ein prächtiger Einfall! und wenn uns auch die Feinde auffangen sollten, dann gebe ich mich für den Prinzen aus, und wenn ich so dastehe, und so im Zimmer auf und ab gehe, und solche Gesichter mache, dann sollen mich die Leute wohl für den Prinzen halten; die Aufmerksamkeit wird dann auf mich gelenkt; Du bringst den Prinzen in Sicherheit, und ich lache die dummen Teufels aus, die den August für den Prinzen gehalten haben.

Gänther.

Das wäre herrlich! Aber was sagst denn Du dazu, Adalbert? Du siehst ja so traurig da? hast Du etwa Furcht?

Adalbert.

Nein, Furcht hab' ich nicht! Aber ich dachte eben, ob ich Euch, Ihr treuen Burschen, zu dem verfolgten Prinzen nicht als Bothe dienen sollte.

Günther.

Als Bothe? Weißt Du, wo er ist?

Adalbert.

Ja, ich weiß es!

August.

Nun, dann schnell zu ihm hin, vor uns wird er sich nicht verbergen wollen.

Adalbert.

Kennt ihr die Hand des Herzogs?

Günther.

O ja! ich habe seine Namensunterschrift oft unter den Befehlen an meinen Vater sehen.

Adalbert.

Dann ließ diesen Brief.

(er giebt ihnen einen Brief.)

Günther.

(liest die Aufschrift.)

„An den Prinzen Adalbert zu Thalstadt.“

(er liest den Brief, und liest.)

„Mein lieber Sohn!“ —

Wahrhaftig! das ist des Herzogs Hand, und hier steht sein Name! Wie kam der Brief in Deine Hände?

Abdalbert.

Heiße ich denn nicht Abdalbert?

August.

Mein Gott! der Prinz!

Abdalbert.

Ja! ich bin der Prinz!

Günther.

Ist es möglich? O mein gütlicher Prinz, können Sie uns vergeben?

Abdalbert.

Was soll ich vergeben? Daß Ihr mich liebte, ohne mich zu kennen? daß Ihr für mich die Gefahren übernehmen wolltet? daß Ihr mir Eure treuen redlichen Herzen unbefangen zeigten, die ich vielleicht sonst nicht so leicht gefunden hätte?

Günther.

Mein Prinz!

Abdalbert.

Wollt Ihr mir die Brüderschaft aussagen, weil ich ein Prinz bin? soll nicht mehr das hergliche Du in der Gefahr uns verbinden? ich

hat Euch den Weg zum Prinzen gezeigt, aber ich bin nur Euer Freund Adalbert.

August.

Günther! schlag ein, schlag ein ohne Umstände, wir wollen die Freundschaft uns schon verdienen.

Günther.

Ja, ich fühl es, was ich schon oft hörte: in der Gefahr knüpft sich die Waffenbrüderschaft! also mein Prinz! mein geliebter Adalbert! auf Du und Du!

(die Knoten reißten sich die Hände.)

August.

Aber warum soll's verschwiegen bleiben? warum soll Vater und Mutter nicht wissen, wen wir beschützen?

Adalbert.

Mein Hofmeister, der Hofrath Preis, verlangt die tiefste Verschwiegenheit, und wird mich gewiß tadeln, daß ich mich Euch entdeckt habe.

Günther.

Ei was! das sieht aus wie Mißtrauen und Zweifel! Der Herr Hofrath kennt die Diener seines Herzogs noch nicht.

August.

Und Waffenbrüderschaft duldet kein Geheimniß.

Adalbert.

Ihr habt recht! kommt zu Euren braven Eltern!

(Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Der Kastellan, von einer andern Seite, hinter ihm zwei Diener mit einem schweren Kisten.

Kastellan.

Tragt mir den Koffer schnell durch die verborgene Pfeilertreppe hinab in den Leichenkeller, versenkt ihn dort in die Gruft Nummer drei, eilt dann zu meiner Frau, schafft mehr Sachen hinunter, und wenn die Gruft voll gepackt ist, dann setzt den leeren zinnernen Sarg wieder darauf. Aber geschwiegen! geschwiegen, wie die Todten in den Särgen!

(Die Bedienten eilen mit dem Koffer über die Bühne.)

Wartet Ihr Patrons dort draußen, ich will Euch schon fassen, Ihr kennt mich und mein altes Eulenneß noch nicht! —

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erster Austritt.

Dasselbe Zimmer.

Hofrath Preis, die Kastellanin.

(Hofrath Preis steht schweigend am Fenster, die Kastellanin tritt herein.)

Kastellanin.

Ach, mein Herr Hofrath! mein Herr Hofrath! sehen Sie denn das Elend da draußen? das ganze Schloß ist umzingelt, viele tausend Menschen lechzen schon nach unserm Blute.

Hofrath.

Leider! Ich, daß wir in großer Gefahr schweben, ich fürchtete nicht, daß der Feind so schnell seyn würde!

Kastellanin.

Ach, ich alte Frau, hab' es ja nicht gewußt, für wen ich mich ängstige, und daß wir die Gnade und Ehre haben, unsern gnädigsten Prinzen und den Herrn Hofrath hier zusehen. Sollten wir im Eifer vielleicht — einige Worte entföhren seyn — —

Hofrath.

Beruhigen Sie sich, wir haben uns gegen-

seitig kennen gelernt, und ich habe mit Nahrung gesehen, wie Sie alle hier mit treuer Liebe Ihrem Fürsten ergeben sind. Zeigen Sie Ihre Liebe jetzt durch Besonnenheit in der Gefahr, und lassen Sie sehen, was ein jeder für die Sicherheit des Prinzen zu opfern bereit ist.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, der Schlosshauptmann,
der Kastellan.

Hofrath.

Meine Herren! ich habe Sie bitten müssen, einstweilen ihre Posten zu verlassen, und sich zu mir zu verfügen. Es ist nothwendig, daß wir eilig einen Kriegsrath halten. Ich stehe hier gewissermaßen im Namen des Herzogs, denn die Vatersorge für den Prinzen ruht auf mir. Der Feind hat unser Schloß umzingelt, und zwar, wie ich glaube, in großer Anzahl.

Schlosshauptmann.

Ich schätze seine Masse gegen zweitausend Mann.

Hofrath.

Es gilt es jetzt zu fragen: was haben wir

diesen aufgeregten Haufen für Streitkräfte einzusetzen zu sehen.

Schloßhauptmann.

Ich antworte darauf: wenige, aber treue Herzen, die für ihren Fürsten zu sterben wissen werden.

Hofrath.

Das nützt hier nicht! es fragt sich vielmehr: sind diese Treuen auch stark genug mit dem Degen in der Hand den Prinzen zu schützen, der sich ihnen anvertraute, oder müssen andere Maßregeln deshalb ergriffen werden? Was gedenken Sie denn eigentlich zu thun?

Schloßhauptmann.

Wenn der Prinz nicht bei uns wäre, würde ich mit den wenigen, alten Dienern die hier sind, das Schloß bis auf den letzten Mann verteidigen.

Kastellan.

Und ich würde in die alten unterirdischen Gänge, unsern kleinen Pulvervorrath bringen und zur rechten Zeit die ganze Geschichte mit sammt den Kerlen in die Luft sprengen.

Kastellanin.

Vater, um Gottes Willen! das würde ja schrecklich knallen! und wenn ihr nun alle todt

wartet und das halbe Schloß stieg mit Euch in der Luft umher, wo blieben denn der Prinz und ich mit meinen Jungen?

Hofrath.

Die Mutter hat recht! Auch ich muß fragen, wo bliebe denn dann der Prinz? Gewalt hilft hier nicht, denn jene Kräfte überwiegen die unsrigen.

Schloßhauptmann.

Was aber soll geschehen? ich kenne kein anderes Mittel.

Hofrath.

Es giebt noch eins, und ich habe das Herz es Euch zuzumuthen.

Schloßhauptmann.

Geschwind denn, welches?

Hofrath.

Wir müssen zur Eile unsere Zuflucht nehmen. Die Feinde sind hier um den Prinzen zu fangen, sie haben seine Spur gefunden und würden das Schloß zerstören, um ihn zu finden, wir müssen sie täuschen, müssen sie glauben machen ihre Absicht sey ihnen gelungen.

Kastellan.

Das wäre schon gut, aber wie ist das möglich!

(Der Hofrath sieht sie alle schweigend an.)

Kastellanin.

Ach, Herr Hofrath, was sehen Sie uns denn so gefährlich an? Nur immer heraus mit der Sprache, es kann doch nichts helfen!

Hofrath.

Wie wird die Frage schwer, die ich an Euch zu thun habe, aber Ihr seid treu gesinnte Menschen und so will ich denn in Gottes Namen fragen: Wer von Euch, Ihr braven Eltern, will sein Kind für den Prinzen ausgeben?

Schloßhauptmann.

Für den Prinzen? Ha! nun verstehe ich Sie. — Nehmen Sie meinen Sohn!

Kastellanin.

Was Sie verstehen, mein Herr Hauptmann, das merk ich auch! Der Herr Hofrath hat recht! Aber wir geben unsern Jungen! Nicht unsern Vater?

Kastellan.

Das versteht sich!

Schloßhauptmann.

Ich bin hier Schloßhauptmann und habe
Bilder f. d. Jugend III.

zu befehlen, und wenn ich sage: nein, Gänther verkleidet sich in den Wägen, so geschieht's!

Kastellanin.

Ich aber bin die Mutter, und kann über die Kinder befehlen! Oder ist dies etwa der Dank dafür, mein Herr Hauptmann, daß ich Ihren Sohn auferzogen habe? Soll ich jetzt nicht einmal unter den Jungen wählen dürfen? Vater, laß Dich doch nicht einschüchtern!

Der Knabe.

Der Knabe muß aber Muth und Gewandtheit besitzen, denn er geht einer großen Gefahr entgegen, ja vielleicht dem Tode!

Schloßhauptmann.

Dazu paßt mein Gänther!

Kastellanin.

Das ist nicht wahr! Gänther plumpte immer viel eher in den Graben als August, und hat immer viel mehr geschrien, wenn ich ihm einmal die Ruthe gab, als August, und sieht am Ende gar nicht so prinzlich aus, wie August; ich muß das besser wissen! ich bin die Mutter! kurz und gut, August wird genommen und damit basta!

Hofrath.

Ein feltner, herzerhebender Streit! er wird
sich am Besten jetzt entscheiden, denn dort kom-
men die Knaben selbst.

Dritter Auftritt.

Die Herren, Udalbert, Günther,
August.

Udalbert.

(zum Hofrath.)

Die Sache wird sehr ernst, die Burg ist
völlig eingeschlossen, und eben erscheint wieder
ein Trompeter am Thore und fordert zur Ue-
bergabe und zu meiner Auslieferung auf.

August.

Den ersten Schuß aber hab ich doch gethan;
ich ließ von meiner Schleuder so ein recht leid-
liches Steinchen wie eine Faust groß, nach dem
Trompeter abfahren, er traf das Pferd und
das hätte den nobeln Reiter bald abgeworfen.

Hofrath.

Mein Prinz! wir müssen einen raschen Ent-
schluß fassen, der Ihre Rettung bewirkt, denn
wir sind dem Herzog und dem Lande dafür

verantwortlich und die Gefahr wächst mit jeder Minute.

Udalbert.

Ich soll mich doch wohl nicht gar in einem Winkel der alten Burg verstecken und zusehen, wie Ihr andern kämpft?

Hofrath.

Allerdings etwas ähnliches, und wie sich auch Ihr jugendlicher Muth dagegen sträuben mag, sie müssen mir folgen, denn ich darf, ich muß jetzt von Ihnen Gehorsam fordern. Hören Sie mich denn ruhig an. Wenn wir das Schloß vertheidigen, und Gewalt mit Gewalt vertreiben wollten, so würde bei der großen Uebermacht des Feindes nicht allein der Tod aller dieser braven Menschen, sondern auch die Zerstörung des Schlosses die Folge seyn. Wollen Sie, daß es so kommen möge? —

Udalbert.

Auf keine Weise.

Hofrath.

Da uns die Kraft also fehlt, so muß die Klugheit einen andern Weg zu Ihrer Rettung wählen, der sicherer zum Ziele führt. Einer von diesen beiden Knaben, die Sie Ihrer Freunde

schaft gewürdigt haben, muß die Rolle des Prinzen übernehmen.

Abalbert.

Meine Rolle? und mit ihr die Gefahr? nimmermehr!

Hofrath.

Doch, es muß geschehen! Ich stelle mich ~~dem als ob~~ mit ihm aus dem Schlosse zu entfliehen versuchte, lasse mich von dem Feinde aber auffangen, und gestehe endlich, daß mein ~~Geleiter~~ der Prinz sey.

Günther.

Ja, ja, das ist ein herrlicher Vorschlag!

August.

Du mußt es zugeben, Abalbert!

Abalbert.

Und welchen Erfolg erwarten Sie von solcher unwürdigen Kummerei?

Hofrath.

Der Feind wird mit seinem Gang zufrieden, das Schloß mit den übrigen Bewohnern schonen und bald verlassen, weil er sich vor dem Herzog fürchtet, und, wie es auch uns ergehen mag, der Prinz und die Uebrigen sind doch gerettet, ~~und~~ wir lachen den Feind dann aus! So haben wir's beschlossen, so soll und muß

es seyn, und es kommt nur darauf an, wer es von Euch beiden übernehmen will, für den Prinzen einzutreten.

Günther.

Ich habe das erste Recht darauf, ich bin der Älteste.

August.

Mutter, Du brauchst nicht erst zu winken, ich werde mir's nicht nehmen lassen! Ich habe diesen Einfall schon ~~dem~~ früh gehabt, das könnt Ihr nicht läugnen, und deshalb gehört mir der gefährliche Posten!

Kastellanin.

Recht so, mein Guckelchen!

Günther.

Die Mutter verläugnet mich also? ich sehe wohl der August gilt ihr mehr, als ich! Vater, unterstütze Du mich doch!

Hofrath.

Kein Wort weiter! wir verlieren die kostbare Zeit, der Prinz mag selbst entscheiden und unter Euch wählen.

Adalbert.

Ich schäme mich fast einer solchen Wahl. Und was soll dann aus mir werden?

Hofrath.

Sie bleiben indeß im Schlosse sicher verwahrt.

Kastellanin.

Aber stellen mein Edlchen vor; und der soll die Schlüssel um die Ohren fñhlen, der mir mein gnädiges Gnstelchen anrñhren will.

Hofrath.

Wählen Sie schnell! Wir dürfen keine Minute verlieren.

Udalbert.

Gñnther! August! Wollt ihr auch folgen? wird auch keiner böse seyn, wie ich auch wähle?

Beide Knaben.

Wir wollen zufrieden seyn!

Udalbert.

Run denn! der Besonnenste von Euch muß meine schwierige Rolle übernehmen; der Entschlossenste aber mir zur Seite bleiben, denn ich gedenke auch nicht die Hände hier in den Schoß zu legen.

August. *(traurig)*

Also, Gñnther, Du?

Gñnther.

Bin ich? ich danke Dir, Udalbert, und werde Dir's nie vergessen! Jetzt also bin ich

der Prinz! Nun Ihr sollt von mir hören! und Du, Albalbert, wirst Dich meiner nicht zu schämen brauchen!

Schlusshauptmann.

Komm, mein Sohn! verdiene Dir das Vertrauen Deines Prinzen und mache, daß ich stolz auf Dich seyn kann!

Kastellanin.

Tödschloß! und Du nimmst von Deiner Mutter nicht einmal Abschied!

Albalbert.

Mutter! ich dachte Du wärest böse!

Kastellanin:

Na! geh, nur geh! und mache Deine Sachen hübsch klug! der liebe Gott sey mit Dir!

Hofrath.

Die Rollen sind also folgender Gestalt vertheilt: Wir beide suchen scheinbar zu entfliehen. Sobald man uns aufgefangen haben wird, öffnet das Schloß unter günstigen Bedingungen die Thore, und sucht sich mit Lebensmitteln abzufinden. Ihr benehmt Euch hier klug und vorsichtig, ich vertraue Euch das Leben unseres Prinzen an, und Sie Prinz, werden in Allem Folge leisten; in dem Trubel aber sucht der

Augusten dann heimlich fortzukommen, um den Herzog von uns Nachricht zu bringen.

Schloßhauptmann.

Das sind aber schwere Aufgaben. In einem offenen ehrlichen Kampfe hätte ich besser Bescheid gewußt.

Hofrath.

Aber ~~was~~ Plan führt sicherer zum Ziel, und die Verantwortlichkeit nehm ich auf mich! Laßt uns eilen! Ein glückliches Wiedersehen!

Adalbert und August.

Lebe wohl, Günther, Lebe wohl!

(Der Hofrath, Schloßhauptmann Kastellan und Günther ab.)

August.

Mutter, bleib nur noch einen Augenblick zurück!

Kastellanin.

Laß mich, ich muß meinen Günther als Prinzen ankleiden! Vielleicht ziehe ich ihm das Sterbehemd an!

(geht auch ab.)

Vierter Austritt.

Adalbert und August.

August.

Wichst Du also nicht gewählt? ich habe

nicht für Dich den gefährvollen Gang thun sollen, Du vertraust dem Gänther also mehr, hast ihn lieber wie mich?

Adalbert.

Gewiß nicht, mein liebster August! Aber Du bist nicht ruhig genug, bist zu verwogen, Du sollst mir lieber hier zur Seite stehen; denn wer weiß, was uns hier noch begegnet.

August.

Es mag seyn! ich füge mich; aber Du sollst den verwognen August schon kennen lernen; mir ist ein Gedanke durch die Seele gegangen.

Adalbert.

Welcher? verschweige mir nichts!

August.

Wenn die Feinde den verkappten Prinzen aufgefunden haben werden, und man ihnen das Schloßthor öffnen wird, dann geht es hier auf keine Weise so leicht ab, als sich's die alten Herren einbilden. Die verhangerten Menschen dort draußen, werden sich's im Schlosse erst hier wohl seyn lassen, werden den Prinzen nebst seinem Herrn Hofrath einstweilen hier einsperren und bewachen, und vielleicht zum Zeitvertreib das Schloß ein bißchen plündern!

Abalbert.

Du kannst wohl recht haben; und wir sollen den Räubereien und Mißhandlungen dann ruhig zusehen?

August.

Wißt Du Dich mit dem Schwert in den Feind stürzen? Gut, ich will Dir folgen! dort hängen Waffen; wähle Dir ein Schwert!

Abalbert.

Die Schwerter kann ich noch nicht regieren, sie sind zu schwer für mich.

August.

Siehst Du wohl, also andre Waffen müssen wir wählen. Dein kluger Herr Hofrath hat mich darauf gebracht. List gilt gegen Gewalt, und wie Günstler ein ernstes Wagestück ausführt, wollen wir ein recht listiges gegenüber stellen, und sehen, welches mehr vermag; aber es gehöret auch Muth, dazu und zwar ein ganz eigener Muth.

Abalbert.

Zweifelt Du daran, daß ich ihn besiegen werde?

August.

Mein Prinz! Aber wie ward Dir heute um's Herz, als ich Dich im alten Schlosse um-

her führte, und Dir die finstern gewölbten Krongänge, die verborgenen Pfeilertreppen, die engen Gänge in den hohlen Wänden, die heimlichen Thüren, und die finstern Todtengewölbe mit den Gerippen zeigt?

Abalbert.

Mich überlief ein eiskaltes Grauen.

August.

Siehst Du, das ist die Gespensterfurcht.

Abalbert.

Aber ich habe auch gar zu schauerhafte Geschichten von dieser Durg erzählen hören.

August.

Die Gespensterfurcht muß aber fort; denn sieh', wir wollen selbst den Spuck im Schlosse spielen.

Abalbert.

August, was willst Du beginnen!

August.

Du hast mich ja selbst den Unternehmendsten genannt, ich will mir diesen Titel auch verdienen. Sieh, ich denke, sehr Menschen da draußen, die ihre Treue brachen, den Frieden verlegten, ihre Gotteshäuser entweihen, und wie Räuber umherziehen, die können kein gutes Gewissen haben, und wenn sie auch Frechheit genug

hoffen, mancherlei Verbrechen zu begehen, so
sah ihnen doch der stille ruhige feste Muth,
der aus einem edeln, Gott ergebenen Herzen
kommt; sie werden zwar mit tollem Jubel hier
in's Schloß einziehen, werden sich mit ihrem
Prinzenfang brüsten, aber mitten in der zügel-
losen Lust sollen ihnen die Haare zu Berge ste-
hen, wenn der Spuck beginnt. Mein Rector
sagt immer: „Freigeisterei und Aberglaube ste-
hen nah an einander, und der frechste Mensch
ist oft der furchtsamste!“ Adalbert! laß uns
den Spuck im Schlosse spielen, und die Em-
pörer so in die Flucht jagen.

Adalbert.

Bei Gott, das ist kein übler Einfall!

August.

Du sollst mich nicht umsonst bei Dir behal-
ten haben, ich kenne hier alle Schlupfwinkel,
die Kucklöcher und die Sprach- und Horchröh-
ren, die fast in jedes Zimmer führen, und nur
leicht jetzt mit Tapeten verkleidet sind; die
Wandschränke, die sich von hinten öffnen, die ver-
fallnen Gänge, die bis in den Garten hinauslau-
fen, kurz alle Geheimnisse des alten berichtig-
ten Spuckschlosses; ich habe mit Vanther oft
schon zum Scherz dergleichen Unfug hier getrie-

ben, und unsern Eltern ist es eiskalt über den Rücken gelaufen, obgleich sie wußten wer der Spuck war.

Adalbert.

Was werden aber Euro-Eltern dazu sagen?

August.

Die Väter fürcht' ich, werden nicht viel sagen können, sondern mit dem Feinde genug zu thun haben, und für die Mutter sich' ich; die hat zwar über alles eine große Angst, in dieser Angst aber auch einen unbesiegbaren Muth, und glaube mir ~~was~~ in der allergrößten Angst wagt sie auch das Alleräußerste.

Adalbert.

Dann laß uns zu Deiner Mutter eilen, wir müssen uns mit ihr verständigen.

August.

Ja, komm! und ich verspreche Dir, daß wenn die Feinde auch hierschon sitzen, und zechen und jubeln, so sollen sie doch bleich werden, wie die Wand, wenn die unsichtbare Wehrlage mitten unter ihnen hier im Zimmer ihre furchtbare Stimme erheben wird.

(Reihe ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Deutlicher Aufzug.

Erster Auftritte.

Dasselbe Zimmer, wie in den beiden vorherigen Acten. Es ist Abend.

Ein Tisch steht in der Mitte mit Weinflaschen und Gläsern, an demselben sitzt der Anführer der Feinde, nebst seinem Adjutanten und mehreren Hauptleuten.)

Der Anführer.

(Hebt das Glas.)

Prost, meine Herren! das war ein kostbarer Fang. Des Herzogs Obhaken im Sack, und seinen Wein im Magen, so mußte es kommen!

Adjutant.

Nicht alte Weist mag wohl lange nicht dergleichen Besuch gehabt haben.

Erster Hauptmann.

Und der schönste Wein hat sich gewiß längst schon nach seiner Auferstehung geseht. Solcher Leichendurst ist nicht übel!

Anführer.

Ja, wir bringen erst Leben und Licht überall hinein, und wer uns nicht folgen will, der verheebe sich an der Flamme! Habt Ihr heute wohl wieder die dumme Beschränktheit erkannt, die an der ängstlichen Befolgung der gewöhnlichen elenden Verhältnisse klebt? Der einfältige

Hofrath hoffte und mit seinem Prinzelein zu entkommen, wenn er sich in Bauerntracht steckte; und der alte schamlose Schloßhauptmann glaubte, wir würden eine Capitulation halten, die wir einem Fürstendinerer zugesagt. Hätten die beiden Dummköpfe freiwillig den Prinzen und das Schloß überliefert, sie könnten bei uns zu Ehrenstellen gelangt seyn, während ich sie jetzt vielleicht hängen lasse!

Adjutant.

Das beschränkte Volk hier, muß erst die Freiheit kennen lernen, die wir mit bringen. Vor ihr stürzen alle lästigen Schranken nieder; da ist der Bettler und der Fürst sich gleich; denn alle sind reich! da ist das Deine, auch das Meine; da zerfällt der Schimmer in Trümmer; da heißt es: heut' versprochen und morgen gebrochen! und ein jeder ist selbst sein Gesetzgeber, sein Richter und sein König! — Das ist die wahre Freiheit!

(Alle Lachen und Rufen die Wälder an.)

Anführer.

Aber in diesem finstern Lande lebt sie noch nicht, da sind noch alle verblendet. Wir glaubten offne Arme zu finden, aber Niemand hat uns willkommen geheißen, alle betrachten uns

wie Blinde, jeder führt nur seinen Hergog im
Hunde, und will Gut und Blut für ihn lassen.

Erster Hauptmann.

Und sie machen Ernst aus der Sache, und
schlagen, wie bekannt, tüchtig darauf los. Wie
haben gegen die bloßen Schützengülden der klei-
nen Erbdie und gegen die Sensen und Dresch-
fluten der Dörfer, die sehr grob sind, schon viel
Wundschäften thoren.

Anführer.

Nur ruhig, es soll schon anders werden,
wir wollen für eine solche Behandlung einstwei-
len hier Nacht nehmen.

Adjutant.

Ja! erst auf die hochberühmte Treue und
der sogenannte Hergfriede in den Staub ge-
treten werden, ehe unsere Freiheit ausfliegen
kann.

Anführer.

Es soll geschehen! Aber, meine Freunde,
die Flaschen sind leer; wo bleibt die alte
mit den neuen? Hauptmann, hilf ihr ein wenig
auf die Beine, und schaff mir zugleich den al-
ten Schloßhauptmann zur Stelle, er soll uns
die Beine füllen.

(Der alte Hauptmann geht ab.)

Bilder f. d. Jugend III.

Zweiter Ausritt.

Die Vorigen, zwei Ordonnanzen treten ein.

Anführer.

Was bringt Ihr, Kammeraden?

Erste Ordonnanz.

Ich melde, daß der gefangene Prinz mit seinem Hofmeister im Burgverließ sicher untergebracht ist.

Anführer.

Sie sollen gehandelt werden, wie es sich für Leute in Bauerntracht ziemt?

[ALLE LACHEN LACH.]

Der Bursche benahm sich so hochmüthig gegen uns, daß man unter dem Bauernittel gleich den Prinzen erkannte, wir wollen ihn aber zur Strafe als Bauer behandeln.

Erste Ordonnanz.

Es haben sich im tiefften Grunde des Schlosses sehr feste Gemäuer vorgefunden, die früher jedenfalls als Gefängnisse gebraucht worden sind.

Anführer.

Wir wollen sie schon wieder mit Bewohnern füllen, denn dieses alte Schloß soll unser Hauptquartier bleiben, bis wir siegreiche Nachricht

unserm Heere bei Thalstadt erhalten haben werden, und dann weiter vordringen können. Geh', mein Sohn, die Gefangenen sollen gebunden und scharf bewacht werden!

(*erste Ordunnanz geht ab, zweite Ordunnanz tritt auch zur Meldung vor.*)

Unführer.

Schult, Kammerad! dort kommt erst eine andere Meldung, die der Deinigen noch vorgeht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kastellanin mit einem Flaschenkorbe.

Unführer.

Herbei! herbei! alter Kellerwurm! wie lange läßt Du uns auf Dich warten?

Kastellanin.

Ach, meine werthen Herren! ich komme nun schon zum fünften Male aus dem Keller, aber Ihre lieben Leute haben mir meine Flasche jedesmal unterwegs abgenommen, ehe ich sie hierher bringen konnte. Wenn das so fort geht, dann wird der Keller bald leer werden.

Unführer.

Das ist einmal unter uns nicht anders; wie

haben nur gemeinsames Eigenthum, wir theilen alles redlich.

(heimlich zum ersten Hauptmann.)

Bruder, eile hinaus, und laß mit sichern Leuten den kostbaren Weinkeller besetzen, seuse trinken unsere Bestien und den ganzen Wein auf.

(laut zum Hauptmann.)

Hauptmann, nicht allein das Gefängniß des Prinzen, sondern auch die übrigen gewölbten Gemächer in der Nähe sollen der Sicherheit wegen scharf besetzt werden.

Vierter Hauptmann.

Verlaß Dich auf mich, General!

(ab.)

(Die Kassabanda setzt die neuen Weinflaschen auf.)

Anführer.

(zum zweiten Ordonnanz.)

Nun, Kammerad, was bringst Du?

Zweite Ordonnanz.

Der Offizier, der das Schloß von der Parkseite besetzt hält, läßt melden, daß sich dort wunderbare Sachen zutragen, die die Mannschaften unruhig machen.

Anführer.

Was giebt es, naht sich der Feind?

Zweite Ordonnanz.

Ich, nein! es ist fast noch schlimmer. An verschiedenen Stellen außer dem Schlosse läßt sich ein Wimmern und Klagen hören, und wenn unsere Leute nachsuchen, so fährt zwischen ihnen ein gräßlicher Weheruf hindurch, der Mark und Bein erschüttert, und doch begreift Niemand, woher er kommt.

Kastellanin.

Ich! das ist die Wehklage! nun, Ach! und der gerechte Himmel bei! das ist die gräßliche Wehklage.

Anführer.

Was für ich? Ihr abergläubisches Volk, glaubt an Spukerei? Ziemt sich so etwas für freie Männer?

Zweiter Hauptmann.

Ich wohnte sonst hier nicht weit von der Gränze, und habe allerdings viel von den Geschichten gehört, die sich hier auf dem alten Schlosse zugetragen haben sollen. Damals traute man sich so allein nicht hier her, denn es war einem doch etwas gräulich zu Muthe, — aber jetzt — jetzt —

Anführer.

Ja wohl, jetzt, und seit Du zum Hauptmann

avancirt bist, da denkst Du ganz anders! nicht wahr? — Denn jetzt bist Du frei; jetzt denkst Du frei; jetzt glaubst Du gar nichts, gar nichts mehr, und heißt Du, Freund, wer gar nichts glaubt, der fürchtet auch gar nichts.

(alle lachen.)

Zweiter Hauptmann.

Natürlicher Weise.

Adjutant.

Nur strenge Maaßregeln gegen solche Vorfälle, dann kann man darüber lachen!

Anführer. (zur Dehemann.)

Geh also zurück, mein Sohn! und sage: Ich lasse befehlen, es solle sich Niemand mehr fürchten, und, wie da wehe ruft, solle erschossen werden. Marsch!

(zweite Dehemann ab.)

Dritter Anstreicher.

Die Vorigen. Der dritte Hauptmann, hinter ihm, von der Wache geführt, der Schloßhauptmann.

Anführer.

Warst Du bisher der Schloßhauptmann alhier? —

Schlosshauptmann.

Der bist ich noch! denn das Vertrauen
des Herzogs hat mich mit diesem Posten beehrt,
und nur dein Herr kann mir ihn wieder neh-

Anführer.

Dein Herzog ist hier für nichts mehr; denn
er ist entschlüpfen, dort laß andere auf! das
wette Dir, alter Eisensprenger! Du bist jetzt in
meiner Gewalt, und es kommt nur darauf an,
ob ich Dich als einen freien Menschen, oder
als einen Knecht betrachten soll?

Schlosshauptmann.

Als einen freien Mann; denn ich bin nicht
Euer Gefangener. Ich habe Euch das Schloß
unter friedlichen Bedingungen geöffnet, Ihr
aber habt Euer Wort gebrochen, habt uns hin-
terlistig übermannt und haßt nun hierwie die
Räuber! Erst haltet Wort, laßt mich wieder
frei, dann will ich Euch Rede stehen, wie Man-
nern.

Anführer.

Ho! Ho! alter Vogel! nimm den Mund
nicht so voll, sonst laß ich Dir die Federn aus-
rupfen. Noch einmal stelle ich es in Deine
Wahl: tritt zu uns über, wirf Deine alten

Geßeln ab, sey frei, wie wir, und öffne uns im Guten die verborgenen Kisten und Kassen dieses Schlosses. Willst Du ihn, dann sollst Du auch Theil an der Beute haben, wo nicht, so laß ich das Schloß Plündern und Dich hängen! Verstehst Du mich? —

Schloßhauptmann.

Das ist allerdings verständlich gesprochen. Aber ehe ich mich entschieße, müßt Ihr mir doch erst sagen, weshalb Ihr Euch denn eigentlich so gräßlich gegen Euren rechtmäßigen Landesherrn empört habt. Was er denn nicht der redliche Mann und der brave fromme Fürst, für den ihn alle Nachbarkraaten halten? Blüthe unter seiner Regierung nicht Handel und Gewerbe in Eurem Lande? Wohnten in Euren friedlichen Strömen nicht bisher die Flaggen aller Nationen, und brachten euch die Erzeugnisse aller Welttheile? Hörte er denn nicht gern auf die Stimme seines Volkes, wenn es vertrauend sich zu ihm wendete? Und hielt er nicht fest auf die Gesetze des Landes, die er mit Euch erst berathen hatte? — Wir haben viel Gutes von ihm gehört.

Auführer.

Kann alles seyn! allein hierauf kommt es

• ~~Wir~~ nicht an; wir wollen diesen Fürsten nicht,
wir brauchen gar keinen Fürsten und keine ~~Ordnung~~
mehr; sie sind uns lästig, drum werfen
wir sie ab, wir sind uns selbst genug und wol-
len frei seyn.

Schloßhauptmann.

• Wer aber ~~schützt~~ denn jetzt bei Euch den ei-
genen ~~Wort~~ des Landes? wer besorgt
und leitet denn jetzt das Ganze? wer hält denn
jetzt auf Ordnung? wer übt denn jetzt Recht
und Gerechtigkeit?

Anführer.

• Das wird sich schon von selbst finden, für
sich sorgt jeder für sich selbst, denn er ist frei;
für jetzt ~~haben~~ wir reden und thun, was wir
wollen, denn wir sind frei; was der freie Mann
thut, ist allemal recht, und wer nicht denkt, wie
er, den schlägt er todt und nimmt ihm seine
Habe!

Schloßhauptmann.

• O du armes unglückliches Land, das diese
Freigeistigen bewohnen! Sie werden dich bald
zu einer Wüste machen; was der Fleiß erbaut,
was die Ordnung gegründet hatte, werden sie
zerstören, und wenn nun alle Banden zerrissen
sind, wenn sie sich endlich in sich selbst verfolgt

und unglücklich gemacht haben, und wenn sie ohne Rath und Verlassen da stehen, denn werden sie wieder eines Fürsten bedürfen, sie werden ihren bisherigen Vermissten, werden einen neuen sich suchen, aber sie werden keinen mehr finden!

Anführer.

Schweig, alter Wahrsager! Ihr werdet Euch zeitig genug zu uns befehren.

Schloßhauptmann.

Nein! Rimmermehr! Ueber unser glückliches Land gewinnt Ihr keine Gewalt! Ihr Empörer! denn gleich dem Vater in seinem Hause, steht unser Herzog in seinem Lande da; Allen ein Vorbild als Vater, als Mensch und als Fürst. Er waltet mit Liebe und Sorge, mit Milde und Strenge über seine Kinder, er hört ihre Stimme zur rechten Zeit, und hält mit ihnen seinen großen Familientath. Er ordnet nur an, was uns besser und glücklicher macht, und wir danken ihm, wenn wir besser und glücklicher sind; er befiehlt nur, was gut und recht ist, und wir wollen auch nur das Gute und das Rechte; drum sind wir frei, viel freier wie Ihr, und auch viel sicherer; denn wie der hohe Priester in alter Zeit an der Bundeslade stand und

die heiligen Geseßmaßeln schützte, so steht unser Herzog vor den Geseßen seines Landes und hält sie heilig und verwaltet sie im Namen dessen, der ihm die Krone aufs Haupt gesetzt hat! Und wenn von außen Gefahr droht, und er zum Kampf für Vaterland ruft, dann wird sein Volk auch kräftig da stehen, und wird Euch Alle geröthamen!

Anführer.

Genug, alter Rabe! erkläre Dich kurz ob Du uns die Schätze, die das Schloß enthält, als ein Lösegeld verrathen, oder morgen mit sammt Deinem Prinzen hängen willst!

Schloßhauptmann.

Ich kenne das Wort verrathen nicht!

Anführer.

Werst ihn gebunden ins Gefängniß, und wenn er sich bis morgen nicht besonnen hat, sollen alle hängen! Führt ihn ab!

Während der Schloßhauptmann von der Wache abgeführt wird, hört man ein lautes Wehwehnen im Stimmer.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Schlosshauptmann und die Wache.

Anführer.

Wer ruft hier: wehe! Meine Herren, ich verbitte mir jetzt einen solchen Spaß....

Erster Hauptmann.

Niemand von uns hat die Lippen bewegt.

Kastellanin.

Ach! das war eben die Wehflage! die gräßliche Wehflage!

Anführer.

Was soll das heißen? erkläre Dich näher, alte Wehflage!

Kastellanin.

Ach, meine Herren! wenn Sie wüßten, was ich hier auszustehen habe! Die alten Männer hier sind dran gewöhnt, aber unsereins hat schwache Nerven. Wenn sich im Schlosse etwas Wichtiges ereignen soll, denn geht es hier furchtbar um; die Wehflage heult durch das ganze Schloß, man sieht sie an den vermauerten Gitterfenstern als eine bleiche Frau stehen, und sich die Haare ausraufen, und die Thüren fliegen aus Schloß und Angel, und die Todten gehen aus und ein,

und Blitze fahren durch die finstern Kreuzgänge,
und die alten Bilder schneiden hier Gesichter,
und der Teufel lacht, daß das Schloß zittert.
Es ist schon mancher hier wahnsinnig gewor-
den, und gräßlich umgekommen.

Zweiter Hauptmann.

Das klingt ja gräßlich. Habt Ihr wirklich
dergleichen gesehen?

Kastellanin.

Ach! freilich, freilich! Ich danke Gott, daß
Sie, meine werthen Herren, gekommen sind, denn
man ist hier ganz verlassen, und bei so tapfern
Herren braucht man sich doch nicht mehr zu
fürchten.

Auführer.

Dummes Zeug! Sey außer Sorgen Alte!
und erfülle Deine Pflicht! — Schenke die Glä-
ser voll, wir wollen uns indeß die Zeit ver-
treiben, und ehe wir schlafen gehn, den Saal für
uns einrichten! Vor allen Dingen müssen die
alten Gesichter dort von der Wand herunter,
wir leiden auch die gewählten Fürsten nicht in
unserer Nähe, und werfen sie ins Feuer. Reißt
die Bilder ab, meine Freunde!

Alle rufen.

Ja! Hinunter mit den Bildern!

(Die Hausleute springen auf und gehen nach den Gemäthen. Es rult aber wieder „wehe! wehe!“ sie fahren zurück.)

Anführer.

Das ist zu arg! seyb keine Hemmen! greift zu!

Adjutant.

Lasset mich der Sache ein Ende machen!

(er steigt auf einen Stuhl, um das Bild des regierenden Herzogs abzunehmen; ein starker Wind fñhet ihm das Gesicht, so daß er mit dem Stuhle umschlägt. Ein arabisches Hohngeklächter erschallt. Eine Nebenwirth, die Kastellanin sinkt laut ausschreitend auf die Knie, und verhñlle das Gesicht.)

Kastellanin.

Ach! wie die alten Bilder dort lachen und Gesichter schneiden! Haben Sie es nicht gesehen meine Herren? Das nimmt kein gutes Ende!

Adjutant.

General! hier ist's wahrlich nicht richtig! ich wollte wir wären fort.

Anführer.

Lasset denn meinerwegen die alten Bilder! Seht Euch nicht mehr nach ihnen um, und trinkt lieber Wein. Alle schaffe mehr Lichter herbei, wir wollen die Nacht zum Tage machen; trinkt nur tüchtige Brüder! trinkt!

(And, as he trinken will, erschñttert ihm das Glas vorm Munde.)

Anführer.

(sagt erschrocken zurück.)

Alle Teufel! das wird arg!

Gesäter. Austritt.

Der Vorigen, der vierte Hauptmann.

Vierter Hauptmann.

Hort! General! Hort! Der Spuck macht uns
wahnsinnig und alle Deine Leute laufen davon!

(Man hört ein schallendes Hohngelächter.)

General.

Wer lacht hier?

Vierter Hauptmann.

Da frage nur! Du wirst schon Antwort bekommen! Durch das ganze Schloß zieht es mit Lärmen und Toben; Blitze fahren durch die Finsterniß, und gräßliche Stimmen lassen sich vernehmen; die fest verschlossene Thüre des Burgverließes springt krachend auf, kein Prinz war mehr darin zu finden.

Anführer.

Kein Prinz mehr?

Vierter Hauptmann.

Nein! Ein altes Gerippe saß in einer Ecke und hielt ein Stümpfchen Licht in der Rechtenhand, und eine Stimme rief: „Kommt mit! Ich leuchte Euch zu Grabe!“ und von Ferne hing eine unsichtbare Trommel an gräßlich zu wirken, und den Generalmarsch zu schlagen, als ob die Lobten Lärmen! da sind alle Deine

Leute vor Entsetzen davon gelaufen, und ich
komme und beschwöre Dich fort! fort! von hier!
wir sind sonst des Todes! Fort!

Anführer.

Weusch, fasse Dich doch!

Vierter Hauptmann.

Nein! nein! das Gerippe kommt hinter mir
her und leuchtet mir zum Grabe!

Adjutant.

Horch, was ist das für ein Trommeln!

Zweiter Hauptmann.

Es ist der Spuck! es ist der Spuck! er
schlägt den Generalmarsch, und nun werden alle
Geister losgelassen auf uns zu stürzen!

Vierter Hauptmann.

Und das Gerippe wird kommen.

(Das Trommeln kommt immer näher, es geschieht ein starker Knall,
eines von den alten Bildern stürzt von der Wand herab, und an
seiner Stelle erhebt ein Totenkopf aus der Wand hervor. Die
Salustianer stürze schreiend zur Erde.)

Alle. (Schreitend.)

Fort! Fort!

Anführer.

Ja, fort! fort! gebt das Zeichen zum Auf-
bruch! Laßt alles im Stich! Rettet das Leben
und die Sinne! fort! fort!

(Alle stürzen ab.)

Ständiger Austritt.

Die Menschen Meist noch eine Zeit lang auf der Erde liegen,
sich endlich vorsichtig und langsam wieder auf und als sie
steht, daß sie allein im Zimmer ist, fängt sie laut an zu lachen.)

Kastellanin.

Ersch! aus! Ihr hochfahrigen Großmüder!
Seht ihr wohl? das war Euch gesund.

(Sie tritt und blickt und öffnet es.)

Wohelich, da rissen sie aus, wie die Eulen
in der Dämmerung. Aber der Spuck trieb auch
Hier eine Heidenwirthschaft. Horch, die Trom-
mel tönt noch und aus den alten Schießschar-
ten bligt es immer noch hinterher! Die Jun-
gen sind wahrlich des leibhaftigen Feiers! Aber
ich habe sie so erjogen! Nun glückliche Reise,
tausendmal glückliche Reise, ihr Himmel schrei-
enden Völker! Wo habt Ihr denn nun Euren
Pringen? Wo ist denn mein Silberzeug? Da!
ha! Gott sey dank! jetzt kracht das Schloßthor
hinter ihnen zu! Der Thorwächter schließt die
Kegel! Die Gefahr ist vorüber! Glückliche
Reise.

(Er geht und klopf an die Wand und ruft.)

Pringen! mein gnädiges, allerliebsteß Prin-
gen! Ihr meine prachtvollen, mäschanten,
gottlichen Jungen! kommt doch! kommt heraus!

Älter f. d. Jugend III.

daß ich Euch nur einmal wieder sehe, die Gefahr ist vorüber, wir leben Alle noch!

Agnes Aufricht.

(Eine Tapetenthür öffnet sich, Adalbert, Günther und August springen heraus.)

August.

Victoria! Mutter! der Feind ist geschlagen!
und der Prinz ist gerettet!

Adalbert.

Meine lieben Freunde, wie soll ich Euch danken?

Günther.

Ei, Du hast bei der tollen Wirthschaft ja selbst mit geholfen.

August.

Und, Mutter, wie haben wir den Spuck gespielt? War unser Wehklage nicht gut? fleg mein Bliß von Cassianum dem frechen Menschen, der das Bild hier abreißen wollte, nicht gerade in's Gesicht?

Kassianum.

Ach, er stürzte ja um, wie ein alter Klotz, der vom Bliß getroffen wird!

Adalbert.

an Günther

Und als wir Dich und den Hofrath durch
die verborgene Thüre aus dem Burgverließ nur
erst befreit hatten, war das Todtengerippe da
nicht recht gräulich in die Ecke gesetzt mit sei-
nem Lichtecken in der Hand?

Kastellanin.

Zeige einmal Deine Patschen her, mein
Güntherchen. Lieber Gott! Man sieht die
Streifen wahrhaftig noch von den Stricken, wo-
mit die Unmenschen das Kind gebunden haben!

Günther.

Das schadet nichts, sie sind dafür tüchtig
abgeführt worden.

August.

Und wie schoß ich dem Herrn General mit
dem Blaserohr aus dem verborgnen Tapeten-
schrank dort das Glas vor der Nase entzwei!

Kastellanin.

O! Ihr gottlosen Kinder! Nun ich habe ja
auch nicht schlecht geschrien und mich gebedrhet!

August.

Da hast uns prächtig beigestanden, Mut-
terchen.

Bündler.

Und als ich nur erst wieder frei war, da
klang mein Wirbel auf der alten Kindertrom-
mel durch die verborgenen Gänge in den hoh-
len Mauern auch nicht lang abel.

August.

Und, wie gefällt Euch mein Todtenkopf dort?

Adalbert.

Und wie waren meine letzten Blitze aus den
Schießscharten?

Kassellana.

Ich bitte Euch um alles in der Welt, hört
auf! hört auf! ich habe mich selbst vor Euch
gefürchtet, und es läuft mir schon wieder eis-
kalt über den Rücken!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, der Hofrath Preis, der
Schloßhauptmann.

Schloßhauptmann.

Sind die Räuber wirklich fort?

Hofrath.

Sind wir wirklich gerettet?

Günther.

Vater, die muthigen Herren sind auf uns herabgekommen, und der verkleidete Prinz ist wieder Dein Sohn.

Adalbert.

Hier stehen unsere Ketter!

Hofrath.

Ich habe keine Worte für eine solche Treue und einen solchen Muth! der Herzog selbst wird danken und lohnen!

Schloßhauptmann.

Kein Wort von Dank! Aber Ihr seyd tüchtiger Jüngern, ich bin mit Euch zufrieden.

Kastellanin.

Wahrhaftig! hat sie denn eigentlich so erzogen? — Sie doch etwa nicht?

Behälter Anstalt.

Hier, Vorigen, der Kastellan, von Sproßberg, Adjutant des Herzogs.

von Sproßberg.

Wahrhaftig! ein glückliches Ereigniß hat hier gewaltet! Was uns der Herr Kastellan hinter-

brachte, ließ das Neueste für Sie, mein Prinz, befürchten, und jetzt habe ich Sie also hier, gerettet, und den Feind in der größten Flucht begriffen.

Kastellan. (zum Kastellan.)

Vater, Du wirst mit uns zufrieden sehn! —
Über ich zittere noch!

Kastellan.

Wist mein altes gutes Weib! aber ruhig
Mutter!

Hofrath.

Willkommen, Herr Hofrath! Was hier vor-
gefallen, werd' ich seiner Hoheit selbst berichten;
aber so viel kann ich Sie im Voraus ver-
sichern, daß der Prinz seine Rettung allein die-
sen treuen Menschen zu verdanken hat.

von Sproßberg.

So ist denn auch vom Vaterherzen die Sorge
gehoben, denn der Herzog bemüht
war, die Haufen der fremden Empörer bei
Thalstadt über die Grenze hinauf zu jagen, sen-
det: er mich auf die erhaltene Nachricht hie-
her, um unsern geliebten Prinzen aus den Hän-
den der Feinde zu retten, und ihnen jedes Opfer
dafür zu bewilligen — — seye aber —

Abalbert.

Jetzt finden Sie mich frei, und meine Rettung durch schönere Opfer erkaufte.

Hofrath.

Lassen Sie uns zu seiner Hoheit eilen, daß ich ihm seine treuesten Unterthanen nennen möge.

Schloßhauptmann.

Nicht die treuesten! es ist, so Gott will, keiner, der seinem Herrn weniger treu wäre, als wir!

Abalbert.

Und ich will vor dem Vater erscheinen, meiner jungen Freunde hier an der Hand, und will ihm sagen: „Sieh, Vater, die mit mir aufwachsen, denken auch wie ihre Väter, die um Dich stehen! Gott schenke mir einst Deinen Sinn!“

Kastellan.

Was hör' ich! Trompeten am Thore?

Schloßhauptmann.

(öffnet schnell das Fenster.)

Ich sehe Fackelglanz, das Thor wird geöffnet.

von Sproßberg.

Der Herzog mit den Seinigen.

Schloßhauptmann.

Hinunter! dem Herrn entgegen!

Hofrath.

Seliger Augenblick eines solchen Wiedersehens!

Kastellanin.

Geschwind, mein Silberzeug aus der Gruft!

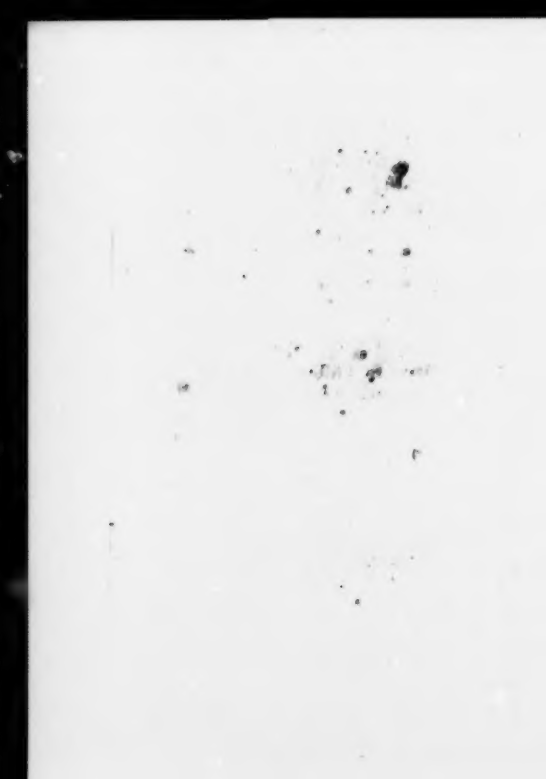
Adalbert.

Kommt, meine Freunde! der Spuck ist gebannt, und gute Geister ziehen dafür ein!

(Der Vorhang fällt.)

Die Unvermählte.

Eine Fortsetzung der Erzählung gleiches Namens,
in ersten Bändchen der Bilder für die Jugend.



Vor zwei Jahren erzählte ich Euch, meine lieben Lesers, im ersten Theile dieses Büchleins, von der unvermählten, die wir damals unter dem Namen „Ruhme Gertrud“ kennen lernten. Ihr werdet Euch gewiß noch erinnern, wie dieses seltene weibliche Wesen den Hauptmann von Brachheim, der seine beiden Töchter so überaus gern verheirathet zu sehen wünschte, ablenkte, daß auch ein unverheirathetes Mädchen sich einen gar erfreulichen Wirkungskreis verschaffen könne, und daß die Bestimmung des Weibes nicht bloß darin zu suchen sey, daß sie heirathe, um in eine selbstständige Lage zu kommen und eine Hausfrau zu werden, sondern daß oft ein viel schönerer Beruf dadurch erreicht werden könne, wenn ein Mädchen, das keine erwünschte Gelegenheit sich zu vermählen gefunden, und deshalb lieber unvermählt geblieben, mit dem Reichthum ihres Herzens und Geistes dort eintrete, wo irgend eine Lücke in einer Familie auszufüllen sey, und wenn sie

hier sich die Verpflichtungen selbst und freiwillig auflege, zu deren Erfüllung sich viele nur wegen der einmal eingegangenen Verbindungen gezwungen glauben.

Der Hauptmann von Braunstein war, wie Ihr wißt, durch die Ruhe Gertrud getrübt, und über die Zukunft seiner beiden Töchter beruhigt worden; und unsere kleine Erzählung schloß mit der Nachricht, daß die jüngere Schwester, Emilie, sich glücklich verheirathet hatte, während die ältere, Louise, unvermählt geblieben war.

Wie Ihr mit mir in die stille freundliche Wohnung der Ruhe Gertrud gern getreten seyd, so auch der milde Geist des innern Friedens anwehte, so werdet Ihr jetzt gewiß auch eben so gern an meiner Hand die sanfte Louise besuchen, um selbst zu prüfen, ob es ihr wohl gelungen sey, die Stelle der Ruhe Gertrud zu ersetzen. —

Ich habe Euch gesagt, daß Louise unvermählt blieb. Dies geschah aber nicht etwa aus bloßem Zufall, oder weil vielleicht kein Mann ihre Hand begehet hätte! — es fanden sich mehrere Bewerber; denn das Mädchen war zwar unbemittelt, aber doch sehr liebenswürdig

und sorgsam erzogen. Allein sie hatte zu keinem der Männer ein Herz, die um sie warben, und der Vater, wie gern er auch seine Tochter verheirathet gesehen hätte, ließ ihr doch hier selbst eine ganz freie Wahl; denn er pflegte zu sagen:

„Ich theile die heirathslustigen Bewerber in drei Klassen, und zwar erstens, in solche Männer, gegen die der Vater durchaus nichts einzuwenden findet, und deren Denkart, Verfasslichkeit und Verhältnisse so beschaffen sind, daß er ihnen sein Kind unbedingt und gern anvertrauen mag. Diese machen die erste Klasse aus.“

Zur zweiten Klasse gehören solche Männer, die gerade das Gegentheil von den ersten sind, und mit denen, nach der innigen Ueberzeugung des Vaters, die Tochter höchst unglücklich seyn würde. Mit diesen beiden Klassen, meinte der Hauptmann, wird dem Vater die Unterhandlung eben nicht schwer; denn einem Manne aus der ersten Klasse, aus Prima, öffnet er froh die Arme und sagt ihm: „Sei mir willkommen, Herzenskumpel! Dir vertraue ich ganz, Dir will ich mein geliebtes Kind an's Herz legen, Du wirst es noch mehr lieben und höher achten, als

ich. Das Mädchen wäre ja ein Narre, wenn sie Dich nicht nehmen wollte; denn selbst bei den Sorgen des Lebens, und wenn Ihr Euch auch spärlich durchHilfen müßte, werdet Ihr doch glücklich seyn. Gehe nur hin zu meiner Tochter, ich weiß schon, daß sie Dir gewogen ist, öffne ihr Dein Herz und sage, daß Du mit dem Vater schon gesprochen hast!“

Mit der zweiten Klasse hingegen, mit den Secundanern, wird ein kurzes Federlesen gemacht; es wird: „Reht!“ kommandirt, und wenn das Mädchen selbst auch verstanden genug wäre, einen solchen ganz unpassenden Bewerber nicht abweisen zu wollen, so muß der Vater, dem das Schicksal seines Kindes und die Sorge dafür von Gott anvertraut worden ist, doch hier eingreifen und sagen: „Ich habe es in meinem Innern treu und heilig erwogen, und darf es nicht zugeben, denn dieser Mann würde Dich, mein Kind, unglücklich machen; also: Marsch!“ —

Die dritte Klasse aber, die Tertia, ist am Schwierigsten zu behandeln, denn sie ist ein Gemisch der beiden frühern, und besteht aus solchen Bewerbern, die dem Vater eben nicht sonderlich gefallen, mit denen er seiner Seits auf

seine Weife zusammen leben, und ihnen deshalb
gezu rufen möchte: „Freund, thu mir ~~das~~
Gefallen, und wies nicht um meine Tochter, son-
dern bleib uns lieber vom Halse!“ Aber das
ist denn doch nur immer die Ansicht und das
Gefühl des Vaters, und da gegen die dritte
Klasse, außer einer gewissen Unaussehlichkeit,
aber außer ~~einigem~~ Bedenken gegen ~~Verfälsch-~~
heit, Lebensweise und Verhältnisse, nicht eben
gerade etwas Erhebliches einzuwenden ist, so
muß der Vater hier der Tochter jedenfalls die
Wahl anheim stellen: denn der Geschmack ist
verschieden, und es könnte ja doch seyn, daß
die Tochter das weniger mißfiele, was dem Va-
ter höchst widrig scheint, oder daß sie sich we-
gen anderer ~~guten~~ Eigenschaften an diese Un-
aussehlichkeit gewöhnen, und es doch mit dem
Manne und seinen Verhältnissen zu versuchen
gedächte. Bei einem solchen Burschen aus der
dritten Klasse wird es dann freilich oft gesche-
hen, daß der Vater, sich sagen muß: „Ich
gebe hier meiner Tochter einen Mann, den sie
war selbst gewählt hat, den ich aber an ihrer
Stelle nicht genommen haben würde! Gott gebe

es.

Dies waren die Ansichten des Hauptmanns,

er passte ihnen stets alle jungen unverheiratheten Männer an, ~~und~~ wie er die Freude hatte, seiner Emilie einen Mann aus der ersten Klasse zuzuführen, so ~~musste~~ er Louise die Wahl nur immer selbst überlassen, weil seiner Meinung nach, nur lauter Tertianer um ihre Hand warben. — Louise theilte die Ansichten ihres Vaters, ihr Herz fühlte sich zu keinem der Bewerber hingezogen, und da sie das Bild mancher kalten lieblosen Ehe mit dem schönen Verhältniß einer Unvermählten ~~verglich~~, wie es ihr Gertrudens Leben ~~gezeigt~~ hatte, so zog sie den letzten Stand vor, und lehnte alle jene Bewerbungen ab. Sie blieb bei ihren Eltern, sie pflegte sie bei ihrem zunehmenden Alter, sie war selbst in ihren reiferen Jahren noch immer das sanfte demüthige Kind; und so blieb denn das schöne Verhältniß unverändert stehen, bis Louise beiden Eltern die Augen zugebrückt hatte. Jetzt war sie von aller Welt unabhängig, die Schwester wohnte mit ihrem Gatten in einem entfernten Landstättchen, und bedurfte selbst der schwesterlichen Hülfe nicht; Louise gab daher den dringenden Bitten ihrer ältern Freundin Gertrud Gehör, und zog zu ihr nach dem schönen Dörfchen Thalau. Welch ein Ge-

fühlte, griff sie, als sie nach vielen Jahren, jetzt wieder in die friedliche Wohnung eintrat, wo sie einst an der Seite ihrer Eltern gestanden hatte! Damals war ihr das Herz von seligen Hoffnungen erfüllt gewesen, damals hatte sie die Welt mit der Erwartung betrachtet, es werde sich alles beifern, ihr das Glück des Lebens bringen zu tragen; jetzt war die erste Blüthezeit vorüber, jetzt stand sie allein; denn die Eltern schiefen unter den Kassen; jetzt wusste sie, daß man ihr von außen kein Glück bringen werde, sondern daß der Friede der Seele nur aus ihr selbst hervor gehen könne, theurer Erlauf durch manche Erfahrung, mühsam erkungen durch Erfüllung ernster Pflichten gegen andere. Bertud öffnete ihr die Arme, und schloß sie mit den Worten an ihr Herz: „Du bist mir willkommen, mein liebes, theures Kind! und betrachte von jetzt an mich als Deine mütterliche Freundin. Siehst Du wohl, um wie viel ich älter geworden bin, seit wir uns nicht sahen? Die Wange hat tiefe Falten bekommen, das Haar ist grau geworden, die Kräfte nehmen ab, und alles scheint mir zu sagen: Dein Abend ist da, und die Nacht nicht mehr fern. Ich werde dann auch ruhig und zufrieden ab-

treten; aber meine Stelle darf nicht unbefetzt bleiben; sie ist zwar kein Posten, den der Staat besoldet und vergiebt, und zu dem sich neue Bewerber hinstürzen, wenn er erledigt ist, sondern es ist ein freiwillig übernommener schwerer Dienst, zu dem eine innere Stimme und im Auftrag eines Höhern beruft; und Du sollst mir darin folgen, Du sollst eben so wie ich, die Lücken auszufüllen streben, die oft in den wichtigsten Verhältnissen der Menschen entstehen; und alle die, die mich Grenadin, Mutter, die mich die Ruhme Gerechtigkeit nennen, sollen nicht fühlen, daß ich von ihnen geschieden bin: denn an meiner Statt soll Louise da stehen, mit gleichen Ansichten, ähnlichen Erfahrungen und mit demselben Herzen, wie ich!“ So schlossen sich diese beiden weiblichen Wesen eng und innig einander an, beide nach einem Ziele strebend, beide sich selbst vergessend in der Sorge für andere.

Louise vertraute ganz die alternde Gerechtigkeit; sie ward eben so wie diese, bald allenthalben der gute rathende Genius, und als Gerechtigkeit endlich starb, nicht allein die Erbin ihres kleinen Nachlasses, sondern auch die Erbin aller der von ihr übernommenen Sorgen und Pflichten für andere.

Nähe bei Thalau lag, wie Ihr, meine Lie-
 ben Leser, Euch noch erinnern werdet, das
 wir vor zwei Jahren den Hauptmann von
 Brachheim mit seiner Familie zuerst kennen
 lernten. Durch die vielen Fremden, welche sich
 in den Sommermonaten hier einfanden, ward
 die ~~Wiederherstellung~~ ^{Wiederherstellung} nicht allein um
 so ~~geschleunigter~~ ^{geschleunigter}, sondern auch auf den na-
 heliegenden Gebirgen und in den schönen Thä-
 lern ~~man~~ ^{man} fremde Menschen, die aus allen
 Ländern herzugeströmt waren, um ihre Wieder-
 genesung hier zu finden, und die sich nun an
 allem zu erlaben und zu erfrischen suchten, was
 ihnen die reiche Natur darbot. Wie die Lippe
 aus der kräftigen Heilquelle trank, so erquickte
 sich das Auge an der schönen Aussicht von den
 Bergen herab, so das Ohr an den vollstimmi-
 gen Harmonieen, die ihm aus den Thälern oft
 entgegen schollen, und wie durch alle diese schö-
 nen Eindrücke, und durch den Umgang mit
 freundlichen Menschen, selbst die von Leiden
 gebeugte verstimmte Seele, sich wieder auf-
 hob, so genas auch der kranke Körper nach
 und nach, so lehrte Gesundheit, Freude und
 Hoffnung in den geistig und körperlich ge-
 lesenen Menschen wieder zurück, und neue

Wünsche erwachten für ein neu zu beginnendes Leben.

Unter den Badegästen befand sich diesmal auch, Louises jüngere Schwester, Emilie, mit ihrem Vatten: Sie hatte das Bad besucht, theils um ihre Gesundheit zu stärken, besonders aber auch um die Schwester einmal wieder zu sehen, die hier so nahe wohnte. Es konnte nicht fehlen, daß auch Louise, der geliebten Schwester wegen, jetzt öfter hier anwesend war, und wie sich nun beide ~~aus~~ mittheilten, sowohl ihre Lebensbegegnisse, ~~als auch~~ die gemachten Erfahrungen, und wie sie ihre Verhältnisse und ihren Beruf mit einander verglichen, so gestanden sich auch beide, daß sie zufrieden und und glücklich wären, Emilie, als Vattin und Mutter, Louise, als Unermählte!

Aber auch unter den übrigen Badegästen, fanden die Schwestern mehrere Bekannte wieder, die sie vor nunmehr ~~sechzehn~~ Jahren hier kennen gelernt hatten. Unter ihnen waren auch einige von den Männern, die der alte Hauptmann von Brachheim damals seinen Töchtern schon im Stillen zugebachte hatte, weil er sie seiner Eintheilung nach für Primaner hielt, und ihrer Reigung gewiß zu seyn glaubte. Wir

und aber noch, daß zum großen Ver-
 druß des Vaters keiner um die Töchter ankam,
 sondern einige von ihnen glänzendere Verbin-
 dungen wählten, andere unbefangen und leicht-
 sinzig in ihre Heimath abreißen, ob ihr zubrin-
 gendes Benehmen gleich zu manchen Vorausset-
 zungen gerechtfertigten Anlaß gegeben hatte. Jetzt,
 nach einem Zwischenraum von fünfzehn Jahren,
 sah man sich wieder, aber unter sehr verschie-
 denen Verhältnissen, unter vielfach veränderten
 Umständen. Unsere beiden Schwestern waren, ob-
 gleich um vieles älter, doch immer noch sehr
 freundliche Erscheinungen geblieben, an denen
 der unbefangene Blick um so mehr erfreute,
 als in ihrem ganzen Wesen sich eine stille lie-
 benswürdige Heiligkeit und die Zufriedenheit
 mit ihrer Lage aussprach. Nicht so war es
 mit jenen Männern, die sich einst hier an die
 schönen aufblühenden Mädchen gedrängt hatten.
 Der Eine hatte sorgsam und ängstlich gewählt,
 sich bald diesem, bald jenem Mädchen genähert,
 aber Heiß nicht gefunden, was seine über-
 spannten Erwartungen verlangten, theils war
 er todt, wo er sie erfüllt zu sehen glaubte, zu-
 theil gestorben worden, weil einem vernünftigen
 Mädchen nichts widriger ist, als ein hochfah-

render von sich eingenommener Mann, der bei der Wahl einer Gattin mehr mit eingebildeter misstrauischer Klugheit zu Werke geht, als daß er sich der Stimme des Herzens anvertraute. Ein Anderer hatte die Verbindung mit reichen vornehmen Mädchen gesucht und erlangt, und eine sogenannte glänzende Partie gemacht; da hierbei jedoch nur die äußern Verhältnisse, in Frage gekommen waren, und man geglaubt hatte, das übrige werde sich von selbst schon finden, so hatte ein Zeitraum von fünfzehn Jahren die ernste Lehre gegeben, daß Rang und Vermögen nicht ausschlaggebend das Glück einer Ehe ausmachen, sondern daß hierzu vielmehr eine innige Uebereinstimmung der Seelen, ein gegenseitiges hohes Vertrauen auf Liebe und Achtung gebaut, vorhanden seyn müsse, und daß, wo diese fehlen, selbst aller äußere Glanz den Wurm im Busen nicht überdecken könne. Sehr bittere Erfahrungen hatten erst Kälte, dann gegenseitigen Widerwillen erzeugt, und endlich sogar eine Trennung veranlaßt. Einem Dritten war die Gattin gestorben; er hielt es für nöthig seinen unerzogenen Kindern wieder eine Mutter zu suchen. Diese Herren hatten das Bad denn nicht sowohl besucht, um ihren

Unerwarteten Gesundheitszustand wieder zu verbessern, als vielmehr um sich zu zerstreuen, um das innere Leid zu vergessen, und wo möglich in neu angeknüpften Verhältnissen einen Ersatz für den Verlust und für die getäuschten Erwartungen zu finden. — Sie erkannten unsere beiden Schwestern wieder; sie sahen Emilien von ~~früherer~~ blühenden, halb erwachsenen Kindern, an der Seite eines braven Mannes umgeben, und Louise in ihrer anspruchslosen Einfachheit; die frühere Liebenswürdigkeit mit weiblicher Würde jetzt verbinden. Es entstand bei einem und dem andern wohl der Gedanke, daß er sich jetzt viel glücklicher fühlen würde, wenn er vor funfzehn Jahren nur seinem Herzen gefolgt wäre, und sie fragten sich im Stillen, ob denn nicht wenigstens theilweise wieder gut zu machen seyn dürfte, was damals vergäumt worden war? Besonders war der Graf von Rombach und der Major von Schottner dieser Meinung; der erste hatte früher Louise, der zweite Emilien besonders ausgezeichnet; beide hatten jene liebenswürdigen Mädchen nicht wieder vergessen können, und in den trüben Stunden des Nihilismus und der Unzufriedenheit mit sich und an-

dern war ihnen das Bild jener freundlichen
 Wesen oft wieder erschienen, als ob es sich da-
 für rächen wolle, daß man früher ein herzloses
 Spiel mit ihnen getrieben hatte. Der Graf
 war unverheirathet geblieben; Der Major hatte
 seine leichtsinnig geknüpften, unglückliche Ehe
 wieder getrennt; beide theilten sich eilig die Ver-
 merkung mit, daß jene Schwestern wieder hier
 anwesend wären, zwar um funfzehn Jahr äl-
 ter, aber dennoch liebenswürdig genug, um
 die frühere flüchtige Reizung jetzt in ein ern-
 steres Gefühl und in eine redliche Absicht zu
 verwandeln. Sie sahen, daß der alte Pastor
 Wanger, der treue Freund der jetzt vollende-
 ten Gertrud, besonders mit den beiden Schwe-
 stern bekannt war, und wendeten sich daher an
 ihn mit der Frage nach ihrem jetzigen Verhält-
 nissen. Der Graf frohlockte bei der Nachricht,
 daß Louise noch unvermählt sey; denn weil
 er sich früher für Louise entschieden hatte,
 glaubte er auch ein gewisses Recht auf sie er-
 worben zu haben. Der Major aber sagte:
 „Freund, mit dem Rechte ist es nichts; denn
 es hat es von uns weder einer erworben, noch
 verdient. Jetzt fängt ein neuer Act an und ich
 denke wir steuern beide darauf los, stellen uns

dem dem lieben vortrefflichen Mädchen zur Wahl, und gönnen dem sein Glück, der das Ziel erreicht! Du wünschst und brauchst eine Gattin, denn das Schloß Deiner Väter ist öde und leer geblieben, wie Dein Herz, und in Deinen reifern Jahren mag man sich viel weniger in alle Weite schicken, als sich endlich doch noch an ein geliebtes trennt Wesen ketten; und ich habe drei Töchter, die von ihrer leichtsinnigen Mutter verlassen wurden, ich muß ihnen wieder eine neue Mutter und meinem bisher gerissnen Leben wieder einen Trost zu geben suchen. Wie wollen beide um Louisen werden, mag sie unter uns wählen.“

Beide Herren stellten sich nunmehr als alte Bekannte den Schwestern vor, suchten auf alle Weise das frühere Wohlwollen wieder in Anspruch zu nehmen, und sich gegenseitig mit einander so vertraut zu machen, als es im Lauf einer Badezeit nur möglich ist. Sie waren fast täglich in Louisens und Emilien's Gesellschaft, denn der Gatte der Letztern, der Regierungsrath Braun, hatte jene beiden Männer lieb gewonnen, und so saß man oft im traulichen Kessel beisammen, und erzählte sich gegenseitig, was man seit dem ersten Zusammentref-

fen vor funfzehn Jahren erlebt hatte. Da wußte denn der Graf und der Major die Theilnahme der Uebrigen ganz besonders in Anspruch zu nehmen; denn ihr Leben war an interessanten Begebenheiten reich, obgleich es einem Gewebe von glänzendem Elende gleich sah. Wie einfach und glücklich hatte dagegen Emilie mit ihrem Gatten gelebt, wie bescheiden und unbemerkt Louise ihre freiwillig übernommenen Pflichten erfüllt; und wie waren jene beiden Männer zu bedauern, die mit so großen Hoffnungen und Mitteln bloß so wenig erlangt, und so viel verloren hatten! Louise stand oft die Augen voll Thränen, wenn sie erzählen hörte, wie der Graf bisher vergeblich ein Weib gesucht, wie er unter unzähligen Täuschungen und Zweifeln endlich die schönsten Jahre seines Lebens verloren hatte; und wie dagegen der Major sich wieder habe entschließen müssen, sich von dem schönen reichen Weibe zu trennen, das die Pflichten der Gattin und Mutter nicht gekannt und geachtet hatte, und wie er jetzt mit seinen armen Kindern fast verwaist dastehet. — — Beiden Männern entging diese Theilnahme in dem zarten Herzen Louise's nicht, sie bauten darauf ihre Hoffnungen, und gestanden endlich

ihm wünsche dem Pastor Wanger, damit er ihr Bursprecher bei Louisen seyn sollte.

Wanger aber schüttelte den Kopf und sagte „Einer von Ihnen, meine Herren, hat bereits durch eine übereilte Wahl nach einer kurzen Audebekanntschaft schon eine große Bürde von ~~dem~~ auf sein Leben gehäuft; ich dachte, ~~man~~ sollte sie vorsichtiger und weiser gemacht haben; urtheilen sie daher nicht eher mit Bestimmtheit über Louisen, als bis sie dieselbe in ihrem häuslichen Leben und Wirken gesehen und beobachtet haben.“ Er schlug den beiden ungeduldigen Männern für den nächsten Morgen einen Spaziergang nach Ibalan vor, wohin sich Louise seit einigen Tagen wieder zurück gezogen hatte, versprach es so einzurichten, daß sie dort so viel als möglich genaue Beobachter von dem Leben des Mädchens seyn sollten, und die Männer nahmen sich vor, mit scharfem Auge zu prüfen, mit größter Strenge zu sichten, um sich durch nichts täuschen zu lassen.

Es war um die Zeit der Ernte, und der Graf konnte sich unterwegs der Bemerkung nicht erwehren, daß er Louisen's jetziges Zurückgehen ein wenig Sonderbar finde, weil sie doch wahrscheinlich nicht selbst mit Sichel und

Harke zur Ernte gehe, wohl aber die Mädchen, denen sie im Nähen und Stricken Unterricht gebe, jetzt unstreitig etwas härtere Arbeiten würden verrichten und deshalb die Nadeln aus der Hand legen müssen, es schiene ihm daher nicht passend und mit schwesterlicher Liebe vereinbar, so eigentlich um nichts die langentbehrte Schwester Tagelang zu verlassen. Wanger lächelte und sagte: „Vielleicht finden wir doch, daß Louise ihre Geschäfte während der Ernte hat, die wichtig genug sind, sie von dem Umgang solcher Freunde zurück zu halten.“

Man kam ziemlich früh in Thalau an, der Morgen war heiter und schön, und die Landleute zogen fröhlich zur Ernte. Louise war in ihrer Wohnung nicht anwesend, und ein Dienstmädchen berichtete: ihre Herrschaft sey bereits ausgegangen, und habe ihre Leute mitgenommen, sie werde wahrscheinlich am Ufer des Taches, ihrem Lieblingsplätzchen, aufzufinden seyn.

„Feinder!“ sagte der Major von Schottner zum Grafen: „Das steht mir etwas sehr empfindsam aus!“

„Wer weiß!“ entgegnete der Graf, der ja besonders scharf richten wollte: „ob sich die

Denn nicht abſichtlich zurückgezogen hat, um ſich von uns mit der Laute im Arme finden zu laſſen? Das ſind kleine Mädchenkünſte!“

Unter ſolchen Gedanken folgten ſie dem Paſtor Wanger, der ſie am ſchäumenden Gebirgsbache hinführte, und ihnen durch das Geſchick endlich Louiſen zeigte, die am Ufer ſaß, und zu den vollen Accorden ihrer Laute ſoſtend eine einfache Lied ſang *):

Ich grüße dich, o Morgen!

Dich Blumenduft, dich Thau,

Dich leiſes Waldeſdrauſchen,

Dich tiefes Himmelsblau!

Ich frag' Euch zarte Blumen

Seid ihr für mich erblüht?

Ich frage dich, mein Vöglein:

Singſt du für mich ein Lied?

Wer aber grüßt mich wieder,

In Morgen Duſt und Thau?

Wer ſchaut mir, wenn ich weine,

Tief in die Augen blau?

Wer ſagt zu mir: mein Blümchen,

Biſt du für mich verblüht?

Wer fragt mich, wenn ich ſinge:

Singſt du für mich dies Lied?

*) Herzus Wuſtbellage.

Eo ruhig, Herz! ob keiner
 Gleich einen ~~Gras~~ dir sagt;
 Sing deino frohen Liedes,
 Auch wenn dich Niemand fragt!
 Der Vogel will nur singen,
 Die Blume blüht nur sich,
 Drum blühe du und singe,
 Ist's auch allein für dich!

„Ein schönes Lied!“ sagte der Graf, „ein
 sehr schönes Lied! Sie wird mir's wahrschein-
 lich schon noch öfter vorsingen und dann wis-
 sen, wem sie's singt, und ~~wer~~ sie grüßt, und
 ihr in die blauen Augen ~~schaut~~.“

Während Louise ihr Lied sang, hatte sich
 eine Menge kleiner Kinder bei ihr eingefunden,
 und drängten sich, nach dem sie geendet hatte,
 herbei, um ihr freundlich: guten Morgen! zu
 wünschen, oder doch eine Hand zu bieten. Es
 waren alles Kinder vom zartesten Alter, viele
 die noch nicht sprechen konnten, aber alle schie-
 nen Louise innig ergeben. Sie begrüßte die
 Kinder herzlich; sie ließ sie sich im Kreise um
 sie her setzen, schlug dann einige Accorde auf
 ihrer Laute, und fing ein einfaches Morgenlied
 an zu singen, worin die Kinder so gut sie
 konnten, mit einstimmten. Hierauf gab sie ei-
 nem Mädchen das Instrument und führte die

„Kinde nach einem großen von allen Seiten offenen Orte, das unter schattigen Bäumen aufgeschlagen war. Während sie sich so von den Landschenden immer weiter entfernte, und sich hinter den Gebüsch verlor, ließ sich der Major mit einem Bauer in ein Gespräch ein, der ihnen eben begegnete.

„Wie antwortete der Bauer auf des Majors Anrede: „Sie fragen erst noch, was unsere Ruhme Lieschen mit den kleinen Kindern dort vornimmt? Ei, das ist für uns gar eine sehr wichtige Sache! Sehn Sie, während der ganzen Ernte hat der Landmann nur damit zu thun, daß er die Gottes Gabe auf dem Felde einsammelt und in die Scheuern bringt; an die Kinder kann da nicht viel gedacht werden, und was bisher noch zu klein war, um bei der Ernte zu helfen, oder die Schule zu besuchen, mußte leider fast sich selbst überlassen bleiben. Das war denn freilich schlimm, und brachte manches arme Kind zu Schaden: Der Bach hier fließt durch unser Dorf, die Kinder sind vom Wasser nicht wegzubringen, und es hat mancher arme Vater, während er draußen im Feld sein Angesicht, sein Brod einsammelt, dabei sein Kind nicht wieder gefun-

den, und seine Leiche im Wasser suchen müssen. Aber nicht allein ein solches Unglück, sondern auch andere böse Sachen entstanden aus dem Mangel an Aufsicht; die Kinder waren schmutzig und ungezogen, ranften und prügelten sich, und so brachte denn die liebe Erntezeit, ihren Segen zwar in die Scheuern, aber manchen Nachtheil auch in das Haus. Jetzt aber hat die Muhme Lieschen sich unserer kleinen Kinder angenommen; mit dem frühesten Morgen eilen sie zu ihr, und wir Eltern können ruhig an unsere Arbeit gehen, denn die Kinder sind unter besserer Aufsicht noch, als bei uns selbst. Sehen Sie, meine Herren, so etwas bringt Segen, und wenn man auch nicht selbst Kinder hat, so kann man auf diese Weise oft mehr thun, als eine Mutter!“

Der Bauer ging hierauf seinen Weg weiter, und Wangar that seinen Begleitern den Vorschlag, Louise jetzt selbst bei den Kindern aufzusuchen. Man fand sie, mit einer großen Menge kleiner Kinder, unter einem weit ausgespannten, von allen Seiten offenen Zeltbacheversammelt, welches ihnen Schatten gewährte. Sie bewillkommte die Freunde, und bedauerte, daß sie sie nicht in Tharau empfangen könne:

„Aber,“ setzte sie hinzu, „während der Zeit der Ernte bin ich immer ganz besonders beschäftigt: denn ich muß ja auch dafür sorgen, daß eine künftige Ernte im Innern des Menschen nicht verloren gehe!“

Die Freunde hatten um Erlaubniß hier verweilen zu dürfen, und da sie ihnen mit freudlicher Unbefangenheit dies zugestand, fanden sie Gelegenheit, Louise, unter den kleinen Kindern zu beobachten, und ihre seltene Erziehungsfähigkeit zu bewundern. Die Zahl der Kinder, von denen keines noch das sechste, manches kaum das zweite Jahr erreicht hatte, belief sich fast auf hundert, die Aufgabe war daher gewiß eine sehr schwierige, sie alle ihrem Alter angemessen zu beschäftigen. Aber dennoch hatte Louise das Mittel dazu gefunden, und während sie diesen bald kleine Handarbeiten auftrug, denen etwas anwendig lehrte, oder sie mit Gegenständen der Naturwissenschaft bekannt machte, und die Größern anwies, wie sie die Kleinen gehen und sprechen lehren sollten, so erlaubte sie auch denjenigen, die ihr Geschäft zu ihrer Zufriedenheit vollendet hatten, sich in fröhlichen Spielen zu vergnügen.

Unvermerkt für die Kinder, wie für unsere Freunde, waren die Mittagsstunden herangenaht; da rief Louise: „Meine lieben Kinder, es ist Mittag, und Carr Elton kommen vom Felde zurück! Kommt! daß ich ihnen sage, wer von Euch gut gewesen ist; das Mittagsbrod wartet auf Euch! „Wollen Sie meine Gäste sehn, und mein einfaches Mahl mit mir theilen,“ wendete sie sich zu Wagnern und seinen Begleitern, „so werden sie mir eine rechte Freude machen!“ Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und sie begleitete man denn Louise im Gefolge ihrer Kinderschaar nach dem Dorfe, wo vor jeder Thür schon der Vater oder die Mutter stand, und ihre Kinder erwarteten, oder freundlich entgegen trat, um sie von Louise abzuholen. Die Innigkeit und Ehrerbietung, die sich bei allen gegen Louise ausdrückte, zeigte hinlänglich mit welchen Gefühlen sie jeder hier betrachtete. Als sie nun ihre Kinderchen sämmtlich wieder entlassen hatte, führte sie die Freunde in ihre heitere Wohnung, schloß ihnen hier ihre Bücherschränke auf, legte ihnen einige Mappen schöner Zeichnungen, und mehrerer weiblichen Arbeiten vor, die sie und ihre Schülerinnen nach diesen Zeichnungen gefertigt

und eilte dann in die Küche, um das Mittagsmahl zu bereiten. Unter einer schattigen Linde im Garten war der Tisch gedeckt; und einer erfrischenden Himbeerkaltschaale und einem einzigen Gerichte, bestand die ganze Mahlzeit, und nur eine Flasche kristallhellen Weins stand als Zierde auf der kleinen Tafel. ~~Louise schaltete~~ ~~erst~~, als sie ihnen sagte, ihr kleines Mittagsmahl bestehe nur aus diesen wenigen Gerichten, und setzte hinzu: „Ich sollte eigentlich wohl verlegen seyn, daß ich Sie auf ein so köstliches Mahl eingeladen habe; aber es hat auch wohl sein Gutes, wenn die Mädchen, die an Aufwand gewöhnt sind, einmal selbst unternehmen, mit wie Wenigem ein Mädchen zufriedenseyn und auskommen kann; je weniger wir Ansprüche auf äußern Aufwand machen, um desto eher gönnt man uns vielleicht die Ansprüche anderer besserer Art!“

Der Graf geschied ihr dies vollkommen; er versicherte, daß er sich bei viel größerem Aufwand doch oft noch nach dem heutigen genussvollen Mahle zurücksehnen würde, und der Graf behauerte auf Ehre, daß er nie anders ~~etwas wünschte~~, sobald ihm nur Louise immer an der Wahl theilten wolle.

Über auch während der Wahlzeit war Louise nicht Herrin ihrer Zeit. Sie kamen unaufhörlich Bewohner des Dorfes und der Umgegend, die ihr entweder etwas anvertrauen hatten, oder von ihr Rath und Hülfe begehrten. Mit immer gleicher Bereitwilligkeit hörte sie jeden an, und suchte alle die Wünsche und Bitten zu erfüllen. Ein schönes junges Mädchen, die lange mit ihr im Geheimen sprach, und dann still weinend den Garten verlassen wollte, fiel den Grafen besonders auf, und da sie Louise darüber befragten, stellte sie das Mädchen mit den Worten vor: „Sehen Sie hier eine meiner ersten und liebsten Schülerinnen, meine liebe Johanne! es hat sich ein braver junger Mann gefunden, der sie zur Frau begehrt, aber das Mädchen ist ganz arm, und wir sind jetzt in rechter Verlegenheit, wie wir die kleine Ausstattung besorgen sollen: das hat denn in die freundlichen Augen Ihres Chyren gebracht, aber Fleiß und Sparsamkeit haben schon zum Ziele führen!“ Der Graf und der Major fühlten sich heut besonders wohlthätig; sie zogen schnell ihre Börsen, und gaben dem Mädchen eine nicht unbedeutende Summe. Johanne war außer sich vor Freude, und Louise sagte treuherzig:

„Du wohl mein Kind, solche Freunde
 hat Deine Wuhme Louise!“ Als die kleine
 Tafel aufgehoben worden, und Louise in das
 Zimmer gegangen war, um alle die kleinen Kin-
 der, die sich wieder bei ihr eingefunden hatten,
 sehr in der Nähe ihres Hauses zu beschäftigen,
 drangen die beiden unglücklichen Freunde in den
 nächsten Morgen, Louise die Absicht ihres
 Besuchs nicht länger zu verschweigen, und sie
 anzufragen, daß sie über ihr künftiges Schick-
 sal entscheiden, und daß sie kurz und gut einen
 von ihnen beiden zum Gatten sich erwählen
 würden.

„Welcher Tag muß nicht ungenutzt für uns,
 und welcher Tag darf nicht für Anerkennung und Belohnung für
 das so treffliche Mädchen vorüber gehen!“ rief
 der Graf aus. „Nimm Gott, wenn ich bedenke,
 wie das arme Geschöpf sich bisher für andere
 gekümmert und abgemüht hat, und welches sorg-
 losse genussvolle Leben sie dafür an meiner Seite
 führen können! das dürfte dann freilich
 ein ziemlichlicher Unterschied seyn! Aber hier zeigt
 es sich deutlich, die Tugend empfängt endlich
 doch ihren Lohn, und wenn sie auch im Anfange
 hart gedrückt wird, so kommt doch oft später
 noch die Vergeltung! Ellen sie, lieber Pastor,

sagen sie dem lieben Mädchen alles, was wir längst besprochen haben, und führen Sie die Sache schnell zur Entscheidung!“

„Und dulden Sie keine Ziererei,“ fügte der Major hinzu, „wir sind über das Alter der Ziererei hinweg! das Mädchen mag ihre Freude über einen solchen Antrag nicht erst zu verbergen suchen, denn das ist natürlich, sie mag schnell wählen, entscheiden und damit gut! dann weiß ein jeder woran er ist, der eine muß sich fügen, der andere macht Hochzeit!“

Wanger versank das Beilge zu thun, und ging Lonisen aufzusuchen. Die beiden Freunde aber blieben in großer Spannung im Garten zurück; jeder ging abgesondert mit starken Schritten auf und ab, und nur bisweilen, wenn sie sich begegneten, sagten sie: „Bruder, das dauert verdammt lange, indeß was lange währt, wird gut!“

Nach einer Stunde endlich erschien Wanger, und mit ihm Lonise selbst. Sie setzte sich mit einer weiblichen Beschaftigung, unter die große duftende Linde, während Wanger die beiden Männer näher winkte, und sich mit ihnen zu ihr setzte. Nach einer Pause, in welcher die beiden Freunde ihre Blicke fest auf

hast ~~Wunden~~ befesteten, um in ihren Zügen die ~~Entscheidung~~ zu lesen, zog ein leises Roth über ~~ihre~~ ~~Wangen~~ Wangen, dann ließ sie die Armbefestigung sinken und schlug die großen schönen Augen freudlich auf.

„Sie haben mir beide,“ hob sie endlich gefasst an, „durch unseren Freund Wanger eine ~~Freundschaft~~ ~~geknüpft~~ ~~lassen~~ ~~lassen~~, die mich zwar sehr überrascht hat, mich aber auch mit wahrhaft dankbarem Gefühl gegen Sie erfüllt, und mich besonders zu unbedingtem Vertrauen auffordert. Ich bringe Ihnen die Antwort selbst, und nehme Ihr Wohlwollen gegen mich recht eigentlich in Anspruch, um meine Rechtfertigung darauf zu bauen. Als wir uns vor funfzehn Jahren kennen lernten, trat ich mit einem unbefangenen frohen Herzen in die Welt; ich kannte nur die Pflichten und die Befehle einer Tochter, und würde mich damals unter der Zustimmung meiner Eltern wohl leicht haben bewegen lassen, neue Pflichten zu übernehmen, wenn mein Herz mit einer neuen Liebe hingezogen worden wäre, denn ich glaubte die Zukunft mir erst meine Bestimmung bringen. Damals, ich habe das Geständniß nicht zurück, würde mich eine solche Frage, wie die heutige, vielleicht

mit einer ganz andern Freude erfüllt haben, und es würde mir die Wohl vielleicht nicht schwer geworden seyn. Deut aber steh ich anders da; ich bin um fünfzehn Jahre älter; das Schicksal hat mir jetzt meine Stellung angewiesen, und hat mir Pflichten aufgelegt, die ich nicht wieder aufgeben darf! Die Wahl nicht, aber der Entschluß soll mir leicht werden, in meinem unvermählten Stande zu beharren! Ich würde früherhin, als Ihre Gattin, vielleicht glücklich gewesen seyn, ~~jetzt aber nicht~~, denn ich müßte mir Vorwürfe machen, wollte ich dieses Vortheils wegen, mein angefangenes Werk hier im Stich lassen, ~~da~~ ich viel uneigennütziger und viel ausgeübter wirken kann!“

„O Louise!“ rief der Graf: „so hab ich thörichter Mensch denn selbst mein Glück verschert? Was soll mir nun mein großes Vermögen, wenn Sie es mit mir nicht theilen wollen? Was soll der Zweck meines Lebens seyn, wenn ich es Ihnen nicht widmen darf?“

„Halt, Bruder! laß mich auch einmal fragen!“ fiel der Major ein: „Ich bin kein Hagestolz, ich bin der Vater dreier lieblichen Mädchen, denen ich eine Mutter geben muß, damit sie wissen, was Mutterliebe ist. Soll ich diesen

Kindern jetzt sagen: Das liebe weibliche
Wesen, das ich für Euch zur Mutter wählte,
das will nicht Eure Mutter seyn?“

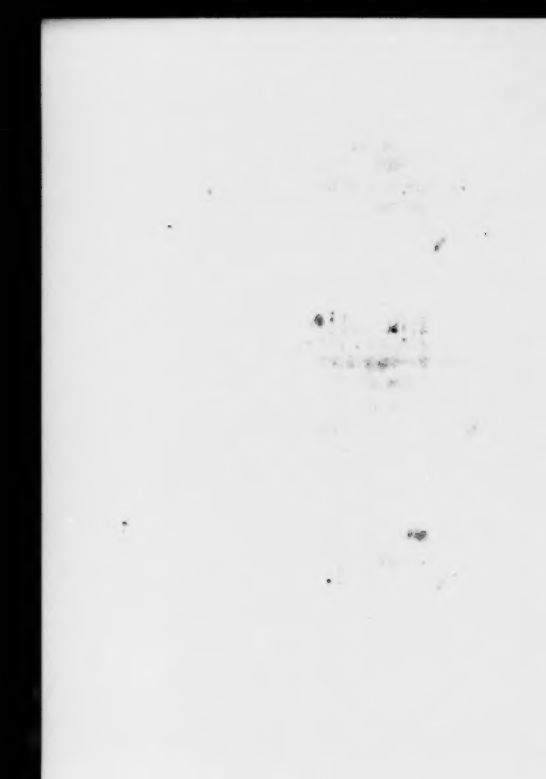
„Ich wüßte wohl einen Ausweg,“ sagte
Louise: „auf den alle diese Fragen genügend
beantwortet werden könnten. Ihr großes Ver-
mögen, Herr Graf, brauchen Sie ja nicht bloß
zu Ihrem eignen Genuß zu verwenden. Ge-
ben Sie ihm zu einem edlen allgemeinen Zweck
eine Bestimmung, und stellen Sie Sich mit Ih-
rem Herzen voll Wohlwollen an die Spitze ei-
ner Anstalt, die Sie gegründet haben, und der
Sie Vater seyn wollen. Und Sie, Herr Ma-
jor, vertrauen Sie mir Ihre Töchter zur Er-
ziehung an; ich will getreulich Mutterstelle bei
ihnen vertreten, ohne in Ihrem Hause ihnen
erst den traurigen Vergleich zwischen der ersten
und zweiten Mutter aufzudringen.“ Nicht aber
lassen Sie in meiner unabhängigen, und doch
mit vielen Pflichten hier festgeketteten Lage blei-
ben; sehen Sie dort jene Schaar von Kindern,
die mich nicht entbehren können; fragen Sie
hier allenthalben nach der Ruhme Louise! es
würde sich niemand freuen, wenn ich einem von
Ihnen beiden die Hand reichte, und mein Hoch-
zeitstag würde nicht mit Freude begangen wer-

den. Geben Sie mir lieber zum Freundesbund die Hand, lassen Sie uns einander vertrauen, und erfüllen Sie meine Bitte!“

Die Freunde waren zwar niedergeschlagen, allein sie fühlten sich doch bald nur von hoher Achtung gegen dies Mädchen erfüllt, die zwar ihre Hoffnungen zurückgewiesen hatte, aber im traulichen Gespräch sie bald über die düstre Stimmung hinweg hob, indem sie ihnen ihre Vorschläge näher und lebendiger ausmalte. Louise genoß endlich den Triumph, daß beide Freunde sich mit ihr gloverstanden erklärten. In wenig Monaten befanden sich die Töchter des Majors in Louises Hause und waren ihrer Erziehung übergeben, und in einigen Jahren sah man große schöne Gebäude sich in der Gegend von Thalau erheben, die zu einer Erziehungsanstalt für unbemittelte Mädchen bestimmt, und mit reichen Schenkungen ausgestattet waren. Der Graf von Kombach hatte den größten Theil seines Vermögens hierzu verwendet, Louise hatte den Plan dazu entworfen und ausgeführt, und starb endlich als die Vorsteherin jener großen trefflichen Erziehungsanstalten.

Der

Gang um Mitternacht.



Der Unterricht in der Geschichte wird Euch,
mein lieber Bräuer, gewiß längst mit dem drei-
ßigjährigen Kriege und seinen Ereignissen be-
kannt gemacht haben, und keiner der großen
Männer, welche die Hauptrollen in jenem ge-
waltigen Trauerspiele übernommen hatten, wird
Euch fremd geblieben seyn, wie zum Beispiel
Ernst von Mansfeld, Gustav Adolph mit
seinen schwedischen Helden, Bernhard von
Weimar, Wallenstein u. s. w. Dieser furchtbare
Krieg richtete in Deutschland große Verwüstun-
gen an, von denen man immer noch die Spu-
ren findet. Die Trümmer zerstörter Burgen
sind noch zu sehen, und viele Stellen, wo frü-
herhin große Dörfer mit ihren Kirchen gelegen
hatten, werden noch jetzt nur mit dem Namen
der wüsten Dörfer bezeichnet. Endlich nach lan-
gem Dringsal und Leiden, und nachdem Deutsch-
land fast entvölkert worden war, wurde im
Jahre 1648 der westphälische Friede geschlossen,
und es hoffte man alles auf die Ruhe und das

lang ersehnte Glück des Friedens, das man seit einer Schreckenszeit von dreißig Jahren ja kaum mehr kannte.

Allein wie das vom Sturme aufgeregte, bis auf den Grund durchwühlte Meer, sich nicht mit einem Male wieder zu einer ebenen klaren Spiegelfläche ausglättet, sondern immer noch hin und her schwankt, und an den einzelnen Felsen sich schäumend bricht, bis es erst nach und nach wieder das Gleichgewicht erlangt und sich beruhigt hat, so, so auch die Segnungen des Friedens ~~im~~ ~~nach~~ ~~nach~~ und nach wieder gestalten, weil die friedlichen Verhältnisse noch lange Zeit nachher von Menschen gestört wurden, die sich während des Krieges an eine böse Lebensweise gewöhnt hatten, und diese ihres Vortheils wegen nun auch in den Frieden mit hinüber nehmen wollten. Wer früherhin im Kriege seine Lust am Rauben und Plündern gefunden hatte, ~~war~~ ~~gera~~ von einem Ort zum andern gezogen ~~war~~, um dort auf fremde Kosten zu leben, dem wollte es nicht behagen, sich an einen bestimmten Ort ansiedeln, und dort durch seiner Hände Arbeit leben zu sollen. Ein großer Theil der Truppen, die nach dem Friedensschluß wieder entlassen wurden, sank zu Land-

aus dem und ~~Wäldern~~ herab, und rottirte sich endlich gar zu Räuberbanden zusammen, die das Land durchzogen, und es noch schlimmer behandelten, als selbst der zügelloseste Feind während des Krieges. Vorzüglich war dies in Böhmen der Fall, denn der Kaiser hatte einen großen Theil seiner Kriegsvölker verabschiedet, und sah sich ~~nur mit~~ mit dem andern Theile, den er im Dienst behalten hatte, seine Länder von ~~jungen~~ Räubern zu reinigen.

Am Rande einer kleinen Stadt am Böhmer Walde gelegen, wurde ganz besonders von diesen Räuberbanden bedrückt; die Reisenden wurden nicht ~~an dem Wege~~ sondern oft auch ermordet; die ~~benachbarten~~ Dörfschaften wurden bei Nacht überfallen, geplündert und angezündet; genug man sah alle Ortdul der Räuberei verübt, und es schreckte sich die Räuber selbst nicht, in das an dem Städtchen gelegne kaiserliche Schloß einzubrechen, den alten Schloßvoigt mit seiner Frau und den wenigen übrigen Domestiken zu ~~helfen~~ berauben, und sich dort aller Sachen von Werth zu bemächtigen, die nur aufzufinden gewesen waren.

Das Städtchen hatte sich mit der Bitte, um Schutz an seinen Landesherren, den Kaiser, gewendet, und es war denn auch ein starkes Mi-

litair-Commando dorthin ~~abgeschickt~~ ^{abgeschickt} worden, um die Räuber zu fassen und auf der Stelle hingerichten.

Der Hauptmann, der das Commando befehligte, hatte sich in dem alten kaiserlichen Schlosse einquartirt, und fand dort an dem Schloßvoigt einen Mann, der ihm sehr wohl behagte. Der Schloßvoigt hatte früher unter Wallensteins Truppen als Feldwebel gedient, er war einer von denen, die den unglücklichen Feldherrn in Eger überfallen und ~~ermordet~~ ^{ermordet} hatten, und hatte nun zum Lohn für diese ~~That~~ ^{That} den Posten eines kaiserlichen Schloßvogtes hier erhalten. Er war ein alter, verschmitzter, unternehmender Kopf, und wie er selbst versicherte, der treueste Diener seines Herrn. Seine Frau hingegen, furchtsam und schwachhaft, stand unter der unbedingten Gewalt ihres Mannes, und war gewöhnt nur seinem Willkür zu folgen. Sie hatten einen Sohn, der früher auch unter dem kaiserlichen Heere gedient hatte, ebenfalls entlassen worden war, und sich jetzt bei ihnen als Gehülfe des Vaters aufhielt. Er war ein großer, kräftiger Mann, hatte sich den Ruf eines unternehmenden, kühnen Soldaten erworben, war aber entlassen worden, weil, wie man behaup-

tate, er sich an eine lieberliche Lebensweise gewöhnt, und stets einen störrischen Charakter gezeigt haben sollte. Dem Hauptmann gefiel es in dieser Gesellschaft nicht übel; er ward von der alten Frau gut und sorgsam bewirthet, und konnte in mäßigen Stunden sich mit den Männern von ihren Thaten unterhalten. Deswegen war er ihm lieb, in dem Schloß, wo ein Mann gefunden zu haben, der mit der ganzen Umgegend, und selbst mit den verborgenen Orten des böhmischen Waldes genau bekannt war, und ihm, als ein verschmitzter Kopf, bei seinen Plänen zu Habhaftwerdung der Räuber sehr nützlich seyn konnte. Er pflegte daher wohl zu treffenden Maasregeln gewöhnlich erst mit ihm zu berathen, und bediente sich alsdann des Sohnes, der allgemein der junge Hobst genannt wurde, zum Späher und Führer. Allein das Glück begünstigte seine Unternehmungen nicht, denn wenn er auch die Räuber ganz bestimmt zu berücken gedachte, so ihm Hobst die sicherste Kundschaft von ihrem Versteck gebracht hatte, so waren die Räuber doch immer schon auf und davon, und es fanden sich auf ihren Lagerstätten nur noch die Spuren ihrer Bedrohungen, und nicht selten sogar

die verstümmelten Körper der kürzlich Ermordeten. Der Hauptmann schloß nach und nach den Verdacht, daß in dem Städtchen selbst Theilnehmer jener Räubereien wohnen müßten, denn es ließ sich nicht verkennen, daß die Räuber von allen unterrichtet seyn müßten, was der Hauptmann gegen sie auszuführen gedachte, ja ihre Frechheit ging so weit, daß sie selbst einzelne von dem Hauptmann aufgestellte Militairposten in großer Mehrzahl überfielen, sie dann niederhieben, oder einige erzwangen und fast erblüht an den Hauptmann mit dem Auftrag zurückschickten, ihn von dem Anführer, dem schwarzen Peter, schönstens zu grüßen! Der Hauptmann gerieth in Wuth und Verzweiflung; er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, befahl seinem Commando mit größter Härte gegen das Städtchen zu verfahren, bis man ihm die Räuber ausgeliefert haben würde, und setzte selbst auf den Kopf des schwarzen Peters, des gefürchteten Anführers jener Bande, eine zur damaligen Zeit sehr bedeutende Summe von hundert Gulden. Aber auch dies blieb ohne Erfolg.

Einmal hatte der Hauptmann den rothen Jobst mit dem Rapport über seine mißlung-

und Besuche und mit der Bitte um Verzeihung seines Commandos an den Kaiser selbst abgesendet, und einen neuen Streifzug durch den Wald gemacht, weil wieder neue Raubereien und Mordthaten vorgefallen waren, und die Witwe, eines in den letzten Tagen ermordeten reichen Kaufmanns, den Hauptmann ganz besonders zur Eache gegen die Räuber aufgereizt hatte. Der Hauptmann war der Spitze der Räuber gefolgt, und hatte die blutige Leiche des Ermordeten auch wirklich aufgefunden, aber von den Räubern selbst war nicht das Geringste zu entdecken gewesen, und nur, als der Hauptmann in der verrichteten Eache den Wald wieder verlassen wollte, war plötzlich ein Schuss gefallen, der ihm das Pferd unter dem Leibe zertrümmert hatte. Die kaiserlichen Reiter waren zwar schnell nach der Gegend hingesprengt, von welcher der Schuss gefallen war, allein sie hatten Nichts entdecken können, und es war Niemand gefunden worden.

In Verzweiflung saß der Hauptmann Abends am Kaminfeuer im Schlosse, und ließ sich um den Fuß, den ihn das zusammengestürzte Pferd gar sehr gequetscht, warme Weinumschläge machen; nahm auch bereits den dritten Becher

• Rheinwein an, den ihm der Schloßvoigt zur Beruhigung reichte, als der gotte Jobst von seiner Botschaft zurückkehrend ins Zimmer trat, und dem Hauptmann den kaiserlichen Befehl überbrachte, daß wenn er nicht mit dem an sich schon starken Commando die Räuber fangen und dämpfen werde, er auf der Stelle zurückberufen und seines Dienstes entlassen werden sollte.

Der Hauptmann schäumte vor Wuth. „So soll denn ein Opfer fallen!“ schrie er: „der schwarze Peter oder ~~ich~~ und ich will fortan kein Menschenleben mehr ~~schonen~~, um endlich bis zu diesem Teufel hindurch zu bringen!“ Er ließ sogleich auf Anrathen des Schloßvoigtes den Burgemeister des Städtchens herbeiholen und eröffnete ihm: „daß er auf der einen Seite den auf den Kopf des schwarzen Peters gesetzten Preis verdoppeln wolle, auf der andern aber auch die Versicherung gebe, daß wenn ihm von Seiten der Stadt binnen acht Tagen der schwarze Peter, oder ~~ich~~ der Schlupfwinkel desselben nicht sicher nachgewiesen werden sollte, er alsdann den Burgemeister selbst als Hebler betrachten und ihn aufhängen lassen werde! — Zugleich wurde auf Befehl des Hauptmanns dem Burgemeister eine Wache ge-

glaubte, die ihn überall begleiten und nicht aus den Augen lassen durfte.

Dies Verfahren erregte große Besorgniß in dem Städtchen, zumal die Frechheit der Räuber den höchsten Punkt erreicht zu haben schien. Die Wittve des ermordeten Kaufmanns, ließ nehmlich die Leiche ihres unglücklichen Vatten, mit allen Ehrenbezeugungen begraben; die weissen Bewohner des Städtchens folgten ihr; denn das Schicksal der unglücklichen Frau fand allgemeine Theilnahme, zumal dem Städtchen ein ähnliches, vielleicht noch härteres Schicksal bevorstand. Auch der Schloßvoigt war mit seinem Sohne der Leiche gefolgt, und der Hauptmann befand sich mit der alten Frau des Voigtes allein auf dem Schlosse. Da hallten plötzlich starke Tritte in dem Kreuzgang wieder, man hörte die alte Frau laut aufschreiend, sich verschließen, und in des Hauptmanns Zimmer trat alsbald ein großer Mann in einem schwarzen Mantel gehüllt, mit schwarzen struppigen Haaren und einer schwarzen gräßlichen Maske.

„Du suchst den schwarzen Peter?“ hob er an; „Wer steht er vor Dir; sieh Du ihn ordentlich an; damit Du ihn wieder erkennst!“

Der Hauptmann wollte aufspringen, um nach seinen Pistolen zu greifen, allein der kranke Fuß versagte ihm den Dienst, und der schwarze Peter vertrat ihm auch den Weg, indem er ein großes blankes Messer unter dem Mantel hervorjog. „Bleib sitzen, alter lahmer Haase!“ rief er: „Du bist jetzt in meiner Gewalt, und ich könnte Dich abschlachten, wie einen Hammel, aber daran liegt mir nichts, sondern ich habe mich Dir nur zeigen und Dir sagen wollen, daß wenn Du nicht besser aufpassen wirst, ich das nächste Mal nicht das Pferd unter Dir, sondern Dich auf dem Pferde todt schließen werde.“ Und hiermit stieß er den Sessel mit dem lahmen Hauptmann um, und verließ schnell das Zimmer.

Kaum war dieser Vorfall, zum Schrecken aller, im Städtchen bekannt geworden, als die angesehensten Bewohner, auf den Rath des Schloßvoigtes, mit der Bitte in den Burgemeister drangen, die Bürger sämmtlich auf dem Markte zu versammeln, und, während sie so aus ihren Häusern entfernt wären, allenthalben eine genau unvorhergesehene Hausfuchung anstellen zu lassen, weil vielleicht nur hierdurch denjenigen auf die Spur zu kommen sein würde, die unter je-

den kühnlichen Räuberbande steckten. Der Burgemeister fand diese Maassregel für passend, er wendete sich deshalb im Geheim an den Hauptmann selbst, bat ihn, diese Hausfuchung durch das Militair unterstützen zu lassen, und erhielt, da auch der Schloßvoigt wie gesagt, sich hiermit vollkommen einverstanden erklärte, nicht allein die Zustimmung des Hauptmanns, sondern auch ein kleines Commando dazu.

Am einem Morgen früh ertönte also plötzlich die Bürgertrommel. Die erschrocknen Bewohner fanden sich eilig auf dem Markte zusammen; sie glaubten die Räuberbande sey erschienen, und man fordere sie zur Vertheidigung auf; alle schienen jedoch bald wieder beruhigt, als der Burgemeister ihnen den Zweck ihrer Zusammenberufung offenbarte: denn ob das Militair gleich den Markte besetzt hielt, und der Burgemeister sich mit einem Commando Verhuf der Hausfuchung entfernte, so schien doch niemand darüber bekümmert, weil keiner sich schuldig fühlte.

Der Burgemeister nahm die Sache sehr ernst, er suchte kein Haus und ließ jeden Winkel genau durchsuchen; allein es fand sich nirgends

etwas Bedenkliches. Endlich trat man auch in das kleine Haus der Witwe Rabner, deren Sohn ein junger ~~erfahrener~~ Tischlermeister, in dem Rufe eines sehr ~~achtbaren~~ Bürgers stand, und sich durch Fleiß und Geschicklichkeit eine gewisse Wohlhabenheit zu verschaffen gewußt hatte. Er war seit kurzem mit einem armen, aber sehr schönen Mädchen verlobt, auf die auch andere junge Burschen schon ihre Augen geworfen hatten; ja man wollte sogar sagen, Juchitz hätte die Schwiegertochter des Schlossvogts werden können, wenn ihr der Tischlermeister nicht lieber, als alle, ja selbst als der vornehmere Jobst gewesen wäre. Auch in dieses Haus trat man ein; die alte Mutter schloß willig alle Gemäcker auf, und zeigte den Besuchenden auch die Werkstatt und Schlafkammer ihres Sohnes. Allein sie wurde bald aus ihrer Ruhe geschreckt, denn unter einem gräßlichen Gluche zog der kaiserliche Wachmeister aus dem Stroß des Bettes eine tief versteckte schwarze Perücke und Maske hervor. Das Haus wurde auf der Stelle besetzt, der junge Rabner mit seiner Mutter verhaftet und in das Gefängniß geworfen; denn der Hauptmann erkannte sowohl die Perücke, als auch die Maske für diejenigen

an, zu denen sich der schwarze Peter ihm selbst
geschlossen hatte.

Der Jubel war im Allgemeinen groß, daß
man endlich den furchtbaren Verbrecher entdeckt
habe, obgleich viele redlich Gesinnte den jun-
gen Rabner betrauertem, der bisher die Ach-
tung und Liebe aller genossen hatte, und man
nicht begreifen konnte, wie ein so braver, flei-
ßiger Bürger sich zu einem so schändlichen Ge-
schick herabwürdigen können. Aber in dem
Bathus zum goldnen Theil, saß der rothe
Jobst mit den Destreichern und einigen guten
Weinmakern beisammen, und bewies ihnen deut-
lich, daß Rabner nur auf diese Weise, und
nicht durch seiner Hände Arbeit, zu dem bis-
her unerklärlichen Wohlstande habe gelangen
können, und daß es ein wahres Glück sey, ei-
nen solchen Menschen aus der Stadt los zu
werden. Die Gesellschaft stimmte endlich voll-
kommen bei, wunderte sich, daß man nicht frü-
her schon hier Verdacht geschöpft habe, und
besprach sich im Voraus über die nunmehr ge-
wis nahe bevorstehende Hinrichtung.

Doch die arme unglückliche Judich war
als gewöhnliche Hauptmann gedrungen. Sie warf
sich auf den Boden, sie bethenerte die Unschuld

ihrer Verlobten, sie bat um Gnade, oder wenigstens um eine streng gerechte Untersuchung, und um Aufschub des Urtheils; jedoch umsonst; denn der Hauptmann war zu fest überzeugt, den Verbrecher entdeckt zu haben, Gerüchte und Mährle waren zu unübersehbare Zeugen, und wie ihn auch der Jammer des schönen Mädchens rührte, so stand doch seine eigne Ehre auf dem Spiele, und die Furcht vor der kaiserlichen Ungnade, ließ ihn keinen weitem Entschluß fassen, als den vermeinten schwarzen Peter auf der Folter das Bekenntniß, und die Entdeckung seiner übrigen Mitgesellen erpressen, und dann ihn hinrichten lassen zu wollen. Auch der Bürgermeister war mit dieser Maßregel einverstanden; denn auch sein Leben war ja von der Entdeckung des Verbrechers abhängig; und selbst die Bürgerschaft unterdrückte immer mehr und mehr die Stimme des Mitleids und der Rechtsfertigung: denn man verlangte endlich, daß ein Opfer fallen solle, und selbst die Witwe des erschlagenen Kaufmanns drohte, sich an den Kaiser zu wenden, insofern man hier nicht das strengste Recht handhaben werde.

Judith lag noch auf den Knien; sie hatte ihr schönes Gesicht bis zur Erde gebeugt, und

„Ich meine es gut!“ fuhr Jobst fort, und hielt das Mädchen zurück: „Wache Dir nicht mehr viel mit dem Menschen zu schaffen, Du rennst sonst in Dein eignes Unglück, wirst vielleicht noch als Mitschuldige betrachtet, und es geht Dir auch wohl noch ans Leben. Bleib lieber hier bei meinen Eltern und in meinem Schutze, in der Stadt wird man gewiß schon mit Fingern auf Dich zeigen; warte hier die Sache ab, ich werde Dich nicht verlassen!“

„Nein!“ rief Judith: „Lieber will ich mit ihm sterben, als ~~mit Dir leben!~~“ und mit diesen Worten riß sie sich von ihm los, und eilte nach dem Gefängnisse hin. Auf einen Zettel von des Hauptmanns Hand, den sie dem Stadtsrohn vorzeigte, wurde Judith zu dem Gefangenen gelassen. Rabner saß still und in sich versunken, und traute seinen Augen kaum, als er seine Judith herein treten sah. Er breitete ihr die Arme mit Sehnsucht entgegen; sie aber blieb vor ihm stehen, betrachtete ihn lange, mit schwimmenden Augen, und sagte endlich: „Ich komme nicht, um Dich zu trösten, sondern um eine sehr ernste Frage an Dich zu thun! Erwinnere Dich der Stunde, wo Du mich so treuherzig fragst, ob ich Dich lieb hätte

und ~~ich~~ Vergut werden wollte? da gab ich
~~ich~~ ohne allen Rückhalt, und wie ich's ~~dem~~
~~Gott~~ mit Langst gestanden hatte, die kurze Ant-
 wort: „Ja, ich will die Deine seyn! Sieh, eben
 so steh ich auch jetzt hier, und frage Dich nun
 eben so treuherzig, wenn auch mit viel bange-
 rer Seele: hast Du jene Verbrechen wirklich
 begangen und bist Du wirklich der furchtbare
 Räuberhauptmann?“

„Die Frage kommt nicht aus Deiner Seele!“
 antwortete Rabner: „denn Du kannst mich
 nicht für schuldig halten, sonst hättest Du mich
 nie geliebt!“

„Sie kommt auch nicht aus mir, wohl aber
 hat mich der kaiserliche Hauptmann her gese-
 det, ich soll Dich bitten und beschwören, Dein
 Verbrechen zu bekennen, und Deine Mitschul-
 digen zu entdecken; er will mir auch, wenn Du
 es thust, erlauben, Gnade für Dich bei dem
 Kaiser zu erbitten; wenn Du aber nicht be-
 kennst, sollst Du gefoltert, und dann doch zum
 Tode geführt werden!“

„Run, so laß mich denn hin führen!“ er-
 widerte Rabner: „ich habe nichts zu bekem-
 nen, denn ich bin mir nichts bewußt. Weder
 vor dem Tode, noch vor der Folter scheu ich mich!

Gott wird mir nicht mehr auflegen, als ich ertragen kann; aber empört bin ich, daß man mir dergleichen Verbrechen zutrauen will, und daß man nicht weiter nachforscht, wie jene schauerhaften Kennzeichen des Mörders in meine stille Schlafkammer gekommen sind!“

„Weißt Du denn nichts davon?“ fragte Judith.“

„Nein! so wahr Gott über mir lebt, ich weiß es nicht! ich bin unschuldig!“

Da schloß ihn Judith in ihre Arme, und versprach das Beste für ihn zu wagen; denn sie zweifelte nun nicht länger an seiner Unschuld, und fühlte, sie müsse ihn retten oder mit ihm sterben!

Aber der österreichische Hauptmann war mit der Antwort, die ihm Judith brachte, sehr übel zufrieden, und befahl auf der Stelle, daß der Gefangene morgen auf die Folter gespannt, und daß zugleich alles zur Hinrichtung bereit gemacht werden sollte; denn er beabsichtigte den Verurtheilten einen qualvollen Tod sterben zu lassen.

Judith war außer Fassung. Ihr Herz zitterte krampfhaft bei dem Gedanken an die Qualen ihres Geliebten, und in der treuen Absicht,

ausgesprochenes schreckliche Schicksal mit ihm zu theilen. Sie lag in ihr der Gedanke auf, sich geraden
für einen Missethäter zu erklären, und so zu
sterben. Sie ging noch einmal nach dem
Gefängnisse zu, um ihrem Verlobten diesen Ent-
schluß zu offenbaren; allein der Stadtfrohn
wies sie ab, denn der Hauptmann hatte jeden
Besuch bei den Gefangenen von jetzt an unter-
sagt. Judith versuchte durch Bitten und Thrä-
nen den alten Frohn, der ihr sonst als ein gu-
ter Mann bekannt war, zu rühren; allein der
Alte sagte: „gies Dir keine Wäbe, Kind! um-
sonst ist der Tod. Mir war es recht, wenn
der Wächter meiner wegen aus dem Gefäng-
nisse entlässe, denn er thut mir selber Leid und
ich glaube nicht, daß man ihm wird etwas ab-
soltiren können; aber wie gesagt! umsonst ist
der Tod! und die Braut eines wohlhabenden
Tischlermeisters, wird für ihren Geliebten schon
etwas Lichliches zu opfern im Stande seyn!“
Judith verstand diese Worte zwar wohl,
aber die Arme hatte ja selbst nicht einen Gro-
schen, den sie dem Frohn hätte bieten können.
Das Haus ihres Verlobten war mit Wachen
besetzt, die alte Mutter desselben auch bereits
verhaftet, wo sollte sie irgend etwas herneh-

men, um den Stadtfürsten günstig zu stimmen, an wem sollte sie sich wenden, da sich jeder von der Braut des berüchtigten schwarzen Peters scheu abwendete? Sie rannte in ihrer Angst noch einmal nach dem Schlosse, um von dem Hauptmann noch einmal eine Unterredung mit Rabner zu erbitten; denn sie dachte, daß ihr dieser vielleicht eine Summe Geldes würde nachweisen können, die sie im Stillen erheben, und zu seiner Rettung anwenden möchte; und trat so in die Wachstube, die man, seit der Hauptmann vom schwarzen Peter selbst besucht worden war, in das Schloß verlegt hatte, und bat, sie bei dem Hauptmann zu melden; sie mußte aber ihre Bitte öfter wiederholen: denn der kaiserliche Wachmeister war hier mit dem alten Schloßvoigt und einigen Bürgern, die sich aus der Stadt eingefunden hatten, im Würfelspiel begriffen, und hatte seinen bedeutenden Gewinn in mehreren Beuteln vor sich liegen. Endlich würdigte er das Mädchen eines Blickes: „Ach, die Rauberbraut!“ rief er höhniſch aus: „die müssen wir dem Hauptmann schon melden, denn sie hat vielleicht über ihren Herzallerliebsten Gesandnisse abzulegen; aber gedulden mußt Du Dich bis das Spiel beendet ist,

denn Folgen und Rad kommen noch Zeit genug an die Reihe!

„Ich“ lehnte sich schweigend an die Säule, die mitten im Zimmer stand und das Gebälk trug, und blickte wehmuthsvoll auf das Spiel, und auf die vollen Beutel des Wachmeisters, von denen einer vielleicht die Rettung und Flucht ihrer Angehörigen herbeiführen hätte. Endlich und nachdem der Wachmeister alles baare Geld gewonnen, schickte er den Schloßvoigt zum Hauptmann, um bei ihm die Räuberbraut anzumelden; während dessen aber wendete der Wachmeister schonungslos das Gespräch auf die nahe Hinrichtung Radners, und es gab die Gelegenheit, daß die anwesenden Bürger furchtbare Spandgeschichten erzählten, die bei dem Hochgerichte des Städtchens vorgefallen seyn sollten.

„Ja!“ hob der eine Bürger an: „jetzt wird der Teufel gewiß sein Spiel dort treiben, denn alle Mal, wenn aus Neue ein armer Sünder abgethan werden soll, ist in den Nächten vorher ein großer Lärmen an dem Rabenstein und Galgen; es heißt nemlich: der zuletzt abgethane Sünder richte den Neuankommenden das Quartier ein, und mache ihm die

lustigen Stuben zurecht. Nun ist vor zwei Jahren ein Mensch gehangen worden, der ein Spion seyn sollte, das ~~ausgetrocknete~~ Gerippe hängt noch stückweise am Galgen, der wird nun genug zu thun haben, wenn er den mit Gras bewachsenen Rabenstein reinigen und setzen soll. Der Scharfrichter muß jedes Mal zwei Tage vor der Hinrichtung bei Sonnenuntergang an den Nichtberg hingehen, und die Execution mit lauter Stimme anmelden, sonst findet er nichts in Bereitschaft, und muß wohl gar gewärtig seyn, daß ihm bei der Hinrichtung ein Pöffen geschieht, oder daß der arme Sünder nicht ersterben kann.“

Ein anderer Bürger nahm wieder das Wort, und führte Beispiele an, wo ein junger Scharfrichter, der daran nicht glauben wollen, und, weil er in seiner Kunst sehr sicher gewesen sey, die Anmeldung unterlassen habe, mit einer Hinrichtung nicht habe fertig werden können; denn erst sey der Strick gerissen, an welchem er den armen Sünder habe aufhängen wollen, und dann als er ihn zum zweiten Male herauf geführt, sey die Leiter gebrochen, der arme Sünder sey auf und davon gelaufen, und das Volk habe den Scharfrichter gesteinigt. — —

„Unser Meister wird das nicht versäumen!“
 setzte ein dritter Bürger hinzu: „das ist ein
 vorsichtiger Mann, und mit allem wohl bekannt;
 so er hat mir selbst versichert, daß, als er
 einstmals nach geschehener Anmeldung, am Mor-
 gen der Hinrichtung selbst habe nachsehen wol-
 len, ob die Richtstätte in Ordnung sey, er
 deutlich bemerkt habe, wie der zuletzt Hinge-
 richtete, in seiner zerissenen armen Sänderklei-
 dung, auf dem Rabenstein bis kurz vor Sonnen-
 aufgang immer noch geschnüffelt habe!“

Andere Bürger wollten dies in Zweifel zie-
 hen, aber der Wachmeister gab den Erzählern
 recht, und verfehlte nicht, auch aus seiner Er-
 fahrung mehrere gründliche Geschichten dieser Art
 zu berichten.

Während dem kam der Schloßvoigt zurück,
 und brachte die bestimmte Erklärung, daß der
 Hauptmann das Mädchen nicht mehr sprechen
 wolle, sondern, daß nunmehr mit dem mor-
 genden Tage die Tortur beginnen, und Tags
 darauf die Hinrichtung erfolgen werde. Judith
 blieb wie vernichtet stehen, die Füße versagten
 ihr den Dienst; denn wo sollte sie nun Ret-
 tung suchen und finden? Die lustigen Zechbrü-
 der aber achteten nicht auf die Unglückliche, und

fuhren in ihrer Unterhaltung fort, indem sie zuletzt leichtsinnig die Frage aufwarfen: ob wohl jemand den Rath befolgen möchte, nach dem Hochgerichte zu gehen, um noch in heutiger Mitternacht, die bevorstehende Hinrichtung anzumelden, und zum Zeugniß, daß er dort gewesen, einen Span aus den Galgen zu schneiden und mit zu bringen?

„Es thut es keiner!“ rief der Wachmeister: „denn solches Zeug am Galgen und Rabenstein ist schlimmer, als der Schwert und der Torstensohn! ich setze diesen Beutel Gold zur Wette, es thut es keiner!“

Alle schwiegen, denn es fuhr ihnen ein kaltes Grausen durch die Glieder. Endlich aber trat Judith auf den Tisch zu, die Wangen waren bleich wie die Wand, die Augen aber funkelten wie Feuer, und erbot sich, das Wagstück zu bestehen, insofern der Wachmeister sein Wort halten wolle! —

„Mädchen!“ rief der Wachmeister: „Du wirst doch nicht des Henkers seyn, und den eignen Bräutigam am Galgen anmelden wollen? bei Gott das bist Du nicht im Stande!“

Judith aber beharrte darauf, sie erbot sich, da es schon spät in der Nacht war, sofort nach

dem Hochgerichte zu gehen, welches außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe lag, und hat nur, daß man ihr ein Messer mitgeben möchte, womit sie den Span aus dem Halsen schneiden könnte. Der Wachmeister riß das seinige aus dem Gürtel, gab es ihr, und Judith eilte in die Nacht hinaus.

Es war eine kalte, stürmische Nacht, in der wohl wenige den Muth gehabt haben würden, einen solchen Gang zu thun; aber ein edles Herz, das sich keiner Schuld bewußt ist, und ein andres eben so schuldloses Leben retten will, und eine Liebe, die nicht an sich denkt, sondern zu jedem Opfer für das geliebte Wesen bereit ist, sind erhaben über alle Furcht, und unterdrücken selbst das fast unbesiegbare Graun vor übernatürlichen Gegenständen. Judith ging raschen Schrittes aus dem Thore hinaus und der Richtstatt zu; unter ihrem Mantel hielt sie das große Messer verborgen, und indem sie nur an die Rettung ihres Geliebten dachte, besiegte sie alle Furcht, die früher sonst wohl in mancher gräßlichen Gestalt in ihr aufgestiegen wäre. Endlich sah sie das schwarze Hochgericht vor sich liegen. Das eben untergehende Viertel des Mondes warf durch eine Wolkenspalte

einen matten Schimmer darauf, und zeigte seine Gestalt noch furchtbarer, der runde hoch aufgemauerte Rabenstein, auf dem die Verbrecher enthauptet oder gerädert wurden, und der hohe Galgen mit seinen drei Säulen, an dem die Gebeine eines Gehangenen noch in der Luft schwebten und klapperten, standen in dunkeln Umrissen vor ihr, und gaben ein grauenhaftes Bild. Sie dachte an die Erzählungen, die sie in der Wachstube gehört hatte, und da eben in der Stadt die Uhr die Mitternachtstunde schlug, so fiel ihr ein, daß nach jener Sage der zuletzt Hingerichtete jetzt den Rabenstein reinigen solle. Im Innern erzitternd erreichte sie endlich die furchtbare Stelle, und war eben im Begriff mit bebender Hand einen Span aus dem Galgen zu schneiden, als sie plötzlich fernes Pferdegetrappel vernahm, was sich rasch dem Hochgerichte näherte. Judith verharg sich in einer Nische des Rabensteins, und sah von dort, wie mehrere Reiter gesprengt kamen, ihre Pferde am Galgen anbanden, und von dem einen derselben einen Mann herabbrissen, der bereits geknickt war. Sie sah eine große männliche Gestalt, ebenfalls durch eine schwarze Maske unkenntlich gemacht, die sich bald als den An-

führer des Truppes zeigte, und auf deren An-
 sehung der geknebelte Mann ermordet werden
 sollte. Der Unglückliche rang die Hände, und
 suchte um sein Leben, aber der schwarze Mann
 stieß ihm unerbittlich ein großes Messer meh-
 rere Male in die Brust, ließ dann aus dem
 Pflaster des Rabensteins zwei große Quader-
 steine nehmen, und die Leiche in das unterir-
 dische unbekannte Gewölbe hinabstoßen. Hier-
 auf machte man sich daran, die Mantelsäcke
 des Ermordeten vom Pferde abzuschneiden und
 zu öffnen; man riß sie hastig auf, schüttete
 Geld und Kleidungsstücke heraus, und theilte
 es in gieriger Hast auf einem Rasenplatze
 vor dem Salgen. Der schwarz verlarvte Mann
 hatte sein blutiges Messer indeß in eine der Sä-
 len des Salgens eingestoßen, und auf nichts
 weiter achtend, beschäftigte er sich nur mit der
 Theilung des Raubes. Judith, welche die
 furchtbare Scene dicht vor sich hatte ereignen
 sehen, war von Grauen und Entsetzen erfüllt;
 aber die größere Gewißheit, daß ihr Verlob-
 ter unschuldig sey, und der schwarze Peter jetzt
 erst vor ihr stehe, gab ihr hohen Muth, und
 sie begriff wohl, daß der jetzige Augenblick, oder
 keine, die Rettung herbeiführen müsse. Sie

Sie durfte nur ein paar Schritte aus ihrem Versteck sich hervor wagen, so konnte sie das blutige Messer aus der Spalte des Galgens erreichen, und es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele, es unvermerkt mit dem andern zu vertauschen. Sie vollbrachte dies glücklich, zog das blutige Messer aus der Spalte, steckte das andre von fast gleicher Form und Größe wieder hinein, und zog sich in ihren Schlupfwinkel undemerkte zurück. Bald darauf waren die Räuber mit der Theilung fertig; der schwarze Peter zog unbefangen das Messer aus der Spalte und steckte es in seinen Gurt, setzte sich mit den übrigen dann zu Pferde und sprengte auf und davon. Judith aber schnitt rasch einen Spahn aus dem Galgen, und flog mit ihm und dem blutigen Messer der Stadt zu.

Es schlug eben ein Uhr auf dem Kirchthurme, als sie wieder in die Wachstube trat. Der Schloßvoigt und die Bürger waren zu Bette gegangen, und der Wachmeister mit seinen Soldaten nur noch zugegen. Er fuhr aus dem Schlaf empor, als Judith eintrat, und rief ihr entgegen:

„Mädchen! Du wirst doch nicht des Geiers

gesehen seyn, und den Salgenspahn wirklich gehabt haben?“

„Ja, das hab ich, Herr Bachmeister!“ antwortete Judith, und legte den Spahn vor ihm hin. „Aber ich bringe Euch mehr, fuhr sie fort, denn Gott hat mich zum Zeugen für die Unschuld anzuweisen! und hiermit reichte sie ihm das blutige Messer, und erzählte ihm die ganze furchtbare Geschichte, die sie eben erlebt hatte.“

Der Bachmeister betrachtete das Messer aufmerksam, und sagte nachsinnend: „Wie ist, als sollte ich das Messer kennen, und als hätte ich es bei dem rothen Jobst gesehen. Verhalte Dich ruhig hier, meine Tochter, bis der Tag anbricht, und ich Dich zum Hauptmann führen kann, denn die Sache ist wichtig, und muß schnell untersucht werden!“ Und hiermit wies er ihr einen Stuhl in einer finstern Ecke des Zimmers an, auf dem sie einstweilen ausruhen sollte.

Kaum, daß sich Judith dorthin zurück gezogen hatte, trat der rothe Jobst ein, setzte ein paar Flaschen Wein auf den Tisch, und sagte zum Bachmeister: „Kamerad, der Vater ist zu Bett gegangen, und hat mich ge-

weckt, denn es muß Dir doch einer von uns Gesellschaft leisten. Mitternacht ist vorüber, und da bringe ich denn ein paar Gläser zum Morgentrunf!“ Er setzte sich an den Tisch, und schenkte ein; der Wachmeister aber heftete seine funkelnden Blicke auf den Gurt, den Jobst um seinen Leib trug, denn er sah sein Messer in demselben stecken.

„Wir haben wohl unsere Messer gestern verwechselt?“ sagte der Wachmeister ganz gelassen; „ich habe das Deine hier Jobst, und wenn ich mich nicht irr, trägt Du das meine dort?“

„Ja wahrlich!“ erwiderte Jobst bestreuet, „die Messer sind vertauscht, aber ich weiß nicht, wie dies zugegangen seyn sollte!“

„Es ist gestern Mittag geschehen, als wir mit unsern Messern den Gläsern die Hälse abschlugen!“ meinte der Wachmeister. „Da, nimm das Deine, und gib mir das Meine zurück!“ Jetzt stand auf, zog das Messer schweigend aus dem Gurt, tauchte es dann in einen Krug mit Wasser, und trocknete es hierauf sorgfältig mit seinem Taschentuche wieder ab.

„Du brauchst mir das Messer nicht erst zu reinigen!“ sagte der Wachmeister, indem er

aufstand und ihm näher trat: „Denn an-
~~dem~~ Messer klebt kein Blut, aber an dem Dei-
 nigen hier, ist noch die heutige Schlachterei
 am Galgen zu erkennen!“ Mit diesen Worten,
 faßte er den Jobst bei der Brust, die übrigen
 Soldaten sprangen auf einen Wink des Wach-
 meisters auch herbei, übermannen ihn, und zo-
 gen ~~ihn~~ ^{schon} sie ihn allenthalben untersucht,
 eine schwarze Perücke ihm aus dem Busen. —

Der Hauptmann wurde sogleich geweckt, und
 der Vorfall ihm gemeldet. Er ließ hierauf auch
 den alten Schloßvoigt sogleich verhaften, und
 das Schloß in allen seinen verborgenen Ge-
 mächern und Kellern untersuchen, und fand zum
 allgemeinen Erstaunen hier alle die geraubten
 Sachen aufgehäuft, und das kaiserliche Schloß
 zur Diebeshöhle entweiht. Die strengste Unter-
 suchung ergab endlich, daß Jobst der furcht-
 bare schwarze Peter, und sein Vater, der ehe-
 malige Mörder Wallensteins, der Hehler
 seiner Verbrechen war. Jobst hatte, um den
 Verdacht von sich abzuwälzen, und den löstli-
 gen Bräutigam der schönen Judith aus dem
 Wege zu schaffen, jene Perücke und Maske in
 Rabners Haus zu bringen gewußt; aber der
 Muth eines schuldlosen Herzens, hatte den Ge-

liebten gerettet und das Laster entlarvt. Furchtbare Verbrechen kamen jetzt an das Tageslicht, das verborgne Gewölbe am Rabenstein enthielt eine Menge Körper der Ermordeten, aber es wurde das Hochgericht auch mit dem Blute der Verbrecher getränkt, denn der Hauptmann ließ auf Befehl des Kaisers den rothen Jobst nebst seinem Vater und allen seinen Spießgesellen auf das Grausamste hinrichten. Judith aber wurde vom Kaiser reichlich beschenkt, sie ward die glückliche Gattin ihres Rabners, den der Kaiser zum Schloßvoigt machte, und ward allenthalben, als das Beispiel einer wahrhaft treuen muthvollen Liebe bewundert.

Des
Zigeuner-Bube.

Ein Drama in zwei Acten.

Personen.

Generalin von Brunck, eine Wittwe.

Capitain Gorgen.

Die Sturmer: Großmutter.

Ward, der Sturmer: Nute, ihr Enkel.

Triller, ein Köhler.

Der Krüden: Wähler, ein Wildhirt.

Schmul, ein Jude.

Frau Gänsewein, Gastwirtin.

Gretchen, ihre Tochter.

Ein Vetter.

Seine Ordemann.

Mehrere Soldaten.

Die Handlung.

(Der Schauplay ist in einer Waldschenke.)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Die Haushälterin in der Waldschenke. Um einen Tisch sitzen die
Bauern: Großmutter, der nächste Triller, der Krämer,
Wiedler, und Frau Man(ewein).)

Die Ziegeuner-Großmutter (erzählend).
Und wie ich Euch gesagt hab, nicht bin ich
geboren in diesem Lande, sondern weit, weit
von hier, in der schönen Aegyptia. Da ist es
viel besser, denn hier; da wandelt der Nil-Strom
alle Jahre über das Land hin, und Frucht-
barkeit und Reichthum gehen hinter ihm her
und tragen ihm das dunkelblaue Schleppland.
Da stehen die großen Vergehohenen Pyramiden
und erzählen uns Wunder: Märchen aus der
alten vergangenen Zeit; da sitzen die riesigen
Steinbilder der alten Gottheiten immer noch,
und schauen unablässig nach Osten, und singen
der aufsteigenden Sonne ihr Morgenlied ent-

gegen, andächtiger vielleicht aus der steinernen Brust, als Ihr aus dem Herzen von Fleisch und Blut.

Kräcken • Wiedler.

Weshalb bist Du denn nicht in dem schönen Lande dort geblieben? Du alte steinerne Seele!

Die Großmutter.

Ich bin eine Königstochter, und sie haben mich und mein Volk daraus vertrieben; alles haben sie uns genommen, nur das unsichtbare Reich haben wir behalten.

Der Köhler Triffler.

Die Königstochter habe ich Dir gleich angesehen, alte Prinzessin! Du könntest mich in Deine Dienste nehmen, denn ich passe schon wegen der ähnlichen Farbe zu Deinem Hofstaat, Du bist braun wie ein Warder, und ich bin schwarz wie eine Kage!

(Alle lachen.)

Großmutter.

Immer lacht nur, denn Ihr wißt nicht, wie bald Ihr weinen müßt!

Frau Gänsewein.

Ganz recht! laßt sie lachen, das Heulen kann ich in meiner Schenke so nicht vertragen. Aber Hergens • Mutterchen, nehmt mein Wort

nicht so ungut, mit der Königs Tochter ist es
nicht so recht richtig, und wo liegt denn
Euer Reich, daß man nicht sehen kann? —

Die Großmutter.

Ich brauch Euch meinen Stammbaum nicht
vorzulegen; wenn auch mein Volk jetzt zerstreut
leben muß, es hat dennoch seine Könige und
Fürsten, unter welchen der Name der alten
Großmutter Babelan mit Ehrfurcht ange-
sprochen wird. Unser Reich aber, das liegt in
der Wissenschaft, die Niemand außer uns ver-
steht.

Kräcken - Wieblier.

Du mußt wohl das Ratten und Mäuse-
fangen, Waischen!

Die Großmutter.

Die Jagd auf solches Ungeziefer ist rühm-
licher und besser, als die Wildddieberei, und die
Krücke, die man vor Alter trägt, ist ehrbarer,
als die Krücke womit der Wild-Dieb das zer-
schossne Bein ersetzen muß.

Frau Gänsewein.

Recht so, Großmutter! der Wieblier hat es
verdient, es ist ihm recht geschehen, daß Ihr's
ihm dorthin gegeben habt.

Bilder f. d. Jugend III.

Kräcken • Wiebler.

Warte nur, alter Herr, ich will Dir's gedenken.

Triller.

Na! nur weiter! Ihr seid also eine Königstochter?

Die Großmutter.

Ja, das bin ich, mein Volk erkennt mich dafür, und wenn ich sterbe, dürfen sie mich nicht hier in die Erde betten, sondern sie setzen mir dann eine Krone aufs Haupt, und legen mich tief eingehüllt auf die Wogen eines schnellen Stromes; der trägt mich dann fort in das alte Meer, und das Meer trägt mich nach Aegypten zu den Gräbern der Könige, und dort nehmen mich die Mumien der verstorbenen Jahrtausende als Schlafgenossin bei sich auf.

Kräcken • Wiebler.

Glückliche Reise und gutes Wetter auf den Weg! Aber von Eurer Wissenschaft müßt Ihr uns doch eine Probe geben! Hier ist meine flache Hand, schaut hinein, und sagt mir einmal daraus wahr.

Die Großmutter.

In Deiner Hand mücht viel zu lesen stehen, aber ich vermag es jetzt nicht zu erkennen, denn

ich habe Klag um meinen Vuben. Zwei Tage schon ist er fort nach der Stadt, wo der Feind sein Wesen treibt; ohne Führer und allein draht er sich unter den fremden Menschen herum, und ich muß hier sitzen und mich ängstigen um mein Kind, und wenn dem Menschen in der Gegenwart keine Sorge ist, vermag er von der Zukunft nichts zu wissen.

Trägen. Wiebler.

Hörst du, Alte! Dein Junge wird sich nicht verlieren! Unkraut verdirbt nicht, und was gehangen werden soll, kommt nicht im Wasser um.

Die Großmutter.

Wenn Du mein Vübli recht kenntest, wärdest Du besser als ihm denken, als von Dir selbst. Auf dem Gebirge hab ich ihn erzogen in der frischen freien Gottes-Natur; dort bin ich mit ihm gewandelt, wo an den Bergen die Wolken fliehen, hab ich gelehrt auf der Gmelsjagd den Stugen führen, und die Kräuter kennen mit ihren geheimen Kräften, und amüßig zur Zither singen daheim, und habe von dort oben hinab ihm die unsichtbaren Wege gezeigt, welche die Zukunft des Menschen wandelt. So ist er bei mir aufgewachsen, denn

Vater und Mutter sind längst gestorben, und jetzt, da auch ich alt und schwach geworden bin, sind wir hinabgekliegen in die wärmern Thäler, wie die alte Welt mit ihren Jungen, wenn der Winter kommt. —

Frau Gänsewein.

Die Großmutter hat recht! Der Bube ist schmucl und gut, und mein Gretchen sitzt schon den ganzen Tag heut vor der Thür und schaut nach ihm aus; wir haben ihn alle lieb gewonnen.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen. Margarethe, dahin darauf ein Bettler.)

Die Großmutter.

Run, Gretchen, kommt mein Bary? Kommt er?

Gretchen.

Rein, der Bary kommt leider, immer noch nicht! aber draussen ist ein Bettler, matt und verhungert, er bittet um eine Erquickung, und traut sich doch nicht ins Haus, denn er hat kein Geld.

Frau Gänsewein.

Wenn er nicht zahlen kann, mag er seiner Wege gehen; mein Haus ist keine Bettlerherberge.

Gretchen.

Aber, liebe Mutter — — .

Die Großmutter.

Wenn Euer Haus auch keine Bettlerherberge ist, so ist es doch eine Schenke, und in einer Schenke soll man nicht bloß die Gläser voll schenken, sondern auch dem Armen etwas schenken müssen.

Triller.

Wohlgesprochen, Großmutter, und da meine Pathe, Gretchen, für ihn bittet, so legen wir alle hier ein Paar Dreier zusammen, trinken einen Schnaps weniger, und rufen den Bettler herzu.

Gretchen.

Darf ich, Mutterchen!

Frau Gänsewein.

Wer könnte dem Herrn Gebatter etwas abschlagen; — sobald er die Zeche übernimmt. —

(Triller legt seinen kleinen Geldbeutel auf den Tisch und legt ihm auf den Tisch, während Gretchen den Bettler heraufhört.)

Frau Gänsewein.

Na, komm Er nur herein, mein Freund!

Gretchen.

Und setz Er sich hier an den Tisch, ich werde selbst für ihn sorgen, denn die Mutter glaubt's gerne.

Frau Sauswein.

Nun ja! Ein Paar Löffel warme Suppe und ein Stück Brod werden sich finden. Hat man aber auch einen Paß, Mädchen? Es sind jetzt strenge Befehle wegen der Pässe ergangen; denn seit dem verwünschten Kriegesführe hat sich das herumlaufende Gesindel vermehrt, wie die Ameisen.

Bettler.

Ich habe einen Paß, hier ist er!

Frau Sauswein ~~an man~~.

„Schuhmacher. Geseß Gottlieb Wurf“
— Der Paß ist gut, setz Er sich nieder.

Erzchen.

Und trink er hier einmal.

Triller.

Wir sind wohl auf der Wanderschaft, Musje Wurf?

Bettler.

Ja, auf der Wanderschaft.

Krüden. Wiehler.

Nun da erzähle man uns doch etwas Neues vom Kriegs-Schauplatz. Wo stehen jetzt die Unsrigen? Haben Sie wieder Klopfe gekriegt? Was macht der Feind, wie benimmt er sich in den Lägern und Kantonirungen? Ist er viel?

trinkt er viel? fehlt es etwa an frischem Wild-
braten? — ich könnte aushelfen.

Bettler.

Ich weiß davon nichts zu sagen, denn ich
habe allenthalben den Kriegsschauplay zu ver-
meiden gesucht.

Triller.

Sie ja! — Man verkehrt wohl nicht eben
gerne mit dem Militair? hat sich wohl so ab-
seits herumgedrückt, um nur nicht Soldat zu
werden? — Wie?

Bettler.

Bisher freilich wohl, jetzt aber will ich zum
Hort meines Königs eilen, und dort eintreten
und mitkämpfen.

Triller.

Das ist recht! Die Schuhmacherei mag wohl
überdies nicht recht geschmeckt haben, denn nach
den weißen Händen zu urtheilen, ist der Pech-
draht etwas lange außer Acht gelassen worden.

Bettler.

In diesen Kriegzeiten findet man ja bei
keinem Meister Arbeit, drum muß man sich lei-
der, wie ein Bettler zeigen. Können Sie mir
aber nicht einen Weg zeigen, um unbe-
merkt durch die feindlichen Vorposten zu kommen?

Kräcken-Wiebler.

Das wird schwer halten; es ist Alles scharf
besetzt, und der Feind retrairirt im Lande. Seyd
doch kein Narr, Rucke Wurf, und nehm hier
Kriegsdienste! Die fremden Truppen geben
reichliches Handgeld, und zahlen besser als
unser König. Ich könnte Euch dazu verhelfen.

Triller.

Schäme dich, Wiebler! Wahrhaftig, ich
hätte Lust dich krumm und lahm zu schlagen,
wenn du es nicht schon wärest.

Kräcken-Wiebler.

Ei was! Wer mich gut bezahlt, der hat
mich! Mein Wahlspruch heißt:

Ist nur die Münze gut geprägt,

Gilt mir es gleich, wem sie trägt!

Frau Gänsewein.

Das ist der rechte Vogel; den kenn' ich
schon; der frist von allen Beeren, und hat
doch, wie der Ruckus, nirgends sein Nest.

Gretchen.

Hörcht! der Hund blafft! Es pfeift ihm
jemand zu! Das ist der Zigeunerhube!

(Sie springt nach der Thür zu, und klopft an.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, der Zigeunerbube, der
Jude Schmul

Die Großmutter.

Bist du da, mein Vary? Mein süßes Her-
zensbäbli, bist du endlich wieder da?

Zigeunerbube.

Ja, Großmutterl, i bin wieder da, hab auch
gut Geschäften gemacht, und alles mitbracht,
was du mir hättest anbefohlen.

Die Großmutter.

Und wie dürfen ins Städtel 'nein, und
unser Pomerch Armer treiben?

Zigeunerbube.

Freili! freili! Den fremde Herren Soldaten
hab i wahrgesagt aus d'blanke Patsch-Hand,
und hab mein Liedli zur Zither gesungen, und
das war gut, und der Oberst und Fürnehmst'
von Alle, der Marschall, hät mi nit wollen
fortlassen, bis i hab gesagt, i wollt' mein liebst
Großmutterl holen.

Großmutter

Und da ließ er Di gehn? Du sollst mi
holen?

Zigeunerbube.

Ei gewiß, und morgen früh geh's dem
Eidtel zu!

Großmutter.

Haß auch etwas erworben und geschafft?

Zigeunerbube.

Mei Geldsäckli ist voll. Die große Herrn
dort hatten zu viel Geld, und waren fröhli,
daß sie mir a Bisl' davon gebe konnte.

Großmutter.

Du bist ein Glückstuch! Segs Dich zu
mir, mein Bübli, und ruhe Dich aus, es ist
schon spät.

Antons Bräuer.

Solch Bettel-Volk erwirbt mit seinen
Schnurrpfeifereien ganze Hände voll Geld, wäh-
rend ein ehrlicher Kerl oft keinen Dreier in
der Tasche hat, um sich einmal ein Glas Schnaps
kaufen zu können!

(Während dieses Gesprächs hat die Mutter den Haß der Juden
gesehen, und dieser auch am Thiloß Weg genommen. Antons
Bräuer fährt fort.)

Wenn ich der Landesherr wäre, ich ließe Zi-
geuner und Juden alle 4 Wochen, wie die
Pflaumenbäume schütteln, daß ihnen die blan-
ken, reifen Pflaumen aus der Taschen fallen
sollten.

Schmul.

Herrn Se, vergehn Se, und wenn ich gewesen wäre der Landesherr, so würd ich doch sagen: Meine werthen ehrlichen Herrn, sehn Se von der Gütigkeit, und stahn Se uf hinter de Schenkische, und hessen Se uflesen de Pflaumen, da für jedem Fleißigen uf Gottes Erde wachsen.

Krücken-Wiebler.

Ja, du hast gut Reden; zeige mir reiffe Früchte, die ich auflesen, und eine Gelegenheit, wo man als reblicher Kerl etwas verdienen kann.

Schmul.

Du, hat der Herr nich gelesen das Amtsbuch? Hat er nicht gehört von de Geschichten mit dem Uffeffer?

Krücken-Wiebler.

Keine Silbe! Erzähle auf der Stelle.

Zigennerbube.

Ach, Großmutterl, das ist an traurig Geschichten, da wird dir's Herzeln aufgehn in Gram!

Großmutter.

Ob laß doch nur hören, geschwind.

Zigeunerbube.

Mag der Jude erzählen, i-ermag's nit, mi
ist zu wech dabei in der Seelen.

Schmul.

Es ist also gewesen, ane Dame, ane reiche,
vornehme Dame, geheißen de Frau Generalinn
von Brunert, ane Wittfrau, und ist der Herr
Liebste geblieben vor langen Jahren in de
graufame Bataille, hat auch gehobt an Sohn,
an klugen Herrn, an ~~geschickten~~ Herrn, an
Assesser. Nu ist der ~~Herr~~ gekommen, und hätt
geschlagen unser Leut, und hätt de Kassen ge-
nommen, und de Regierung, und hätt befohlen,
nische mehr zu wissen von den vorigen Landes-
herrs. Aber, an wai geschrieen, der Herr As-
sesser hätt es doch gemußt, und hätt es nicht
können vergessen, und hätt geschrieben Tag
und Nacht, aber nich ver die Feinde, sondern
an den Landesherrs, und hätt an geschrieben
Alles, und wie er de Feinde schloßen soll, und
de Wäma hätt derbei geseffen, und hätt die
Lichter geputzen und hat en Koffee eingeschenten.

(Der Butler steht bewegt auf, und sagt zu Gretchen.)

Bettler.

Wir wird unwohl, mein gutes Kind, willst

du nicht einen Ort zeigen, wo ich ein we-
sig waschen könnte?

Triller.

Schenkt ihm ein Gläschen ein, er hat noch
nichts im Leibe.

Krüden-Wiebler.

Ober kann dergleichen Geschichten nicht
hören.

Gretchen.

Setz Er sich nur hier in die Ecke auf die
Ofenbank, da kann Er sich erwärmen, und da
wirds ihm besser werden.

Krüden-Wiebler.

Ruhig! — der Jude erzählt gut; fahre
fort, Jude!

Schmul.

Also, die Wund hält die Lichter geputzt
und en Koffee eingeschenten; Aber die Herrn
Feinde sind doch och gewesen nicht dumm, und
haben Lunde gerochen, und de Briefe usgefischt,
und had gekümmen zu arretiren den Affesser,
als en Espion.

Krüden-Wiebler.

Run, da wird es ihm schlecht ergangen
sein.

Schmul.

Au wai geschrien; se haben en doch gewor-

sen in an Gefängniß, wo ist Heulen und Zäh-
klappen gewesen, und haben gehalten an Kriegs-
gericht, und haben gekammbirt zwölf Solda-
ten mit zwölf grausam geladene Flinten, die
hoben gesollt schießen den Kisser laude, Alle uf
einmol.

Triller.

Es ist doch abscheulich, daß man als Ver-
brecher behandelt wird, wenn man seinem Lan-
desherren treu bleibt.

Frau Sänfwein.

Ach, und die arme Mutter! die arme
Mutter!

Schmäl.

Ja, die Wämd, die ist gekommen zu fahren mit
zwei schaine Pferdge, one vaurnehme Frau, ist
doch ausgestiegen und hat gerütscht auf de Knien
vor die Herren Feinde, bat gesammert und de
Hände gerungen wund, und bat gebeten um
de Barmherzigkeit willen, und bat geboten ihr
ganzes Vermögen; aber es ist gewesen umsonst.
De Herren Feinde hoben gehobt Herzen von
Marmel-Stein, und Geld genug in der Tasche,
und hoben de Wämd in de Kutsche geholfen,
und hoben gesagt, Kutscher fahr zu!

Gründen-Wiebler.

Wie, kurz und gut, und der junge Herr?
wie steht's mit dem? Ist er schon todt?

© 2001

„Aha, er ist nicht taub! In der letzte Nacht und größte Noth, ist gekommen ein Engel, und hat geklopft an die Thüre des Törers, und hat es geklopft in die weite Welt; und die Herrn Feinde sind granlich erzürnt, und erboht und haben gesetzt an hohen Preis auf seinen Kopf Tausend Mark Silber! Hier steht zu lesen, im Amtsblatt.“

(er zieht das Strohblatt aus der Tasche und gibt es dem Kuck.
Dem Viehler, der es kopfverkehrt ergreift und liest.)

Der Zigeunerbube.

Strohmüßterl: Ich hab' gesehn die arme Frau, weint, ach sie weint, wie Du hast geweint um mi, als ich bin gewesen todt krank. Aber der Marschall hat sich umgekehrt und hat gesprochen: „Dus sing' zur Stelle ein Liedli!“ damit er nit hörte den Jammer.

Die Großmutter.

Und Du hast gesungen, meine Varp.

Der Zigeunerbube.

Die Zierher hab ich geschlagen und gerei-
met und gefangen:

(er singt zur Zither.)

Ein Mutter kann atmen,
Sucht ihr verloren Kind,
Dort an dem Bach- und Borge,
Dort wo der Wühl ruht.

Sie ruft es in der Frühe,
Sie ruft es beim Mondescheine,
Und drückt mit ihren Armen,
Die Brust des Kinde ein.

Ein Woll hält auf dem Felde
Das Kind so sorgsam,
Und hält so fest die Hand,
Im Wühl schon und jetzt.

Da hört er denn das Weinen
Der Mutter das Weinen,
Da blickt er auf den Kinde
Und heult am Ende mit.

Und mitten in der Nacht,
Nacht das ersehnte Licht,
Es kommt der Woll genau,
Bringt's Blüß ihr zu.

Denn Mutter bangt und weint
Und Mutter Angst und Schmerz
Wacht selbst in kalten Steinen
Ein mitleidend Herz.

Gretchen.

„Hury! — Und was sagte der Herr?
Soll er die arme Mutter noch länger
weinen? gab er den Sohn nicht zurück?“

Der Zigeunerbube.

„Rei! Es kam kein Wolf gegangen, und
kein Bär, der dich hätte als Stein.“

Trüden-Wiebler.

„Maßhaftig! hier steht mit klaren Worten
gedruckt.“

Triller.

„So liest doch laut und vernehmlich vor!“

Frau Gänsewein.

„Das Blatt gehört mir, und ich muß
vor allen Dingen hören, was darin steht, also
hörsch laut geklaut.“

Trüden-Wiebler.

„Was soll ich's noch wiederholen? der Jude
hat's schon erzählt, der Offizier ist entwischt,
und es sind demselben 100 Rthl. versprochen,
den ihn wieder einliefert. Das wichtigste hier-
bei ist kein andrer Steckbrief und die Ge-
schreibung seiner Person. Das will ich Euch
vorlesen zu hören. „Der Offizier Brunert, 28 Jahr
alt, war bei seiner Entweichung bekleidet mit
einem braunen Ueberrock, schwarzen Weste,

grauen Beinkleidern, buntem Halstuche.“ — Ei, was! die Kleidung mag's nicht aus, die wird er wohl bald abgeworfen und mit anderer vertauscht haben, aber die Person, die Person, die kann er nicht verändern, die bleibt die Hauptsache, und das Signalement muß wohl standhaft werden, damit man den Vogel genau kennt. Also (er hielt weiter)

„Mittlere Größe, schwarzes, lockiges Haar; freie Stirn; große dunkle Augen u. s. w. „u. s. w.“ das ist auch gewöhnlich. Aber nun aufgepaßt, nun kommen die besondern Merkmale:

„Vorn eine Zahnlücke und über dem linken Auge eine Narbe!“ —

So, so! das wäre doch etwas, wäre doch ein kleiner Wegweiser.

Teiller.

Ein ehrlicher Herr wird auf diesen Wegweiser nicht achten.

Krücken-Mascher.

Auf einem vogelfreien Vogel Jagd zu machen, ist keine Wildddieberei, ist befohlen, und wird belohnt.

Teiller.

Wer hat den Affessor für vogelfrei erklärt?

Der Feind that gethan! Wenn Dir der Feind das Leben Deines Landesherrn auch preis gibt, so bleibe Du dennoch ein Wildbich, wenn Du es schienst; und wenn Du dem Feinde denjenigen um Geld verräthst, der seinem Landesherrn treu geblieben: so bist Du ein Verräther, ein Schurke, der aufgehängt werden muß.

Triller. Wiebler.

Soll ich dem Herrn Marschall, der jene hundert Thaler ausgesetzt hat, diese freundliche Rede hinterbringen?

Triller

Nein, wegen, und laßt ihn auch dazu sagen, daß wenn er Niemand hat, der einen solchen Schurken aufhängt, ich ihn mit meinem Trill-Baum todtzuschlagen wil.

Frau-Gänsewein.

Seid ruhig, Kinderchen, und zankt Euch nicht, laßt wied Euch das Gläschen Lustwasser zu Eiß, wer wird denn auch ein solches Sündengeld verdienen und den jungen Herrn verrathen wollen? Die Mama ist als eine fromme, wohlthätige Dame bekannt, der Sohn soll auch ein rechtschaffener Herr sein, der wird doch unter seinen Anhängern sicher sein, und von ihnen

nimmer verrathen werden! Die ganze Geschichte hat nur der Jude hier aufgebracht, sonst hätte sie kein Mensch weiter lesen mögen, aber ein Jude dankt nur an Erwin, und wenn er mit Blut bezahlt würde.

Schmal.

Au was geschrien! ist doch geschrieben das Amtsblatt für Christ und Jüd', und sind doch die Herrn Feinde Christen!

Triller

Kurz um, mag's geschrieben sein für wen es will, danach thun, darf kein tödlicher Mensch, sonst schreib ich mit meiner großen Feder ihm eins auf die Näge! merkt Euch das!

Schmal.

Ich hob's gemerikt, mögend die andern doch auch hier auswendig lernen, was der Herr Köhler eben gesagt hat.

Kräcken-Wiebler.

Spühren denn die Feinde dem Assessor nicht selbst nach? Haben sie nicht die Hauptwege und Stege besetzt?

Schmal.

Ei wohl, tritt mer fast doch allenthalben auf de Herrn Feinde. Se können, sich zu ziehen nach der Haide hin her, 'ist doch kaum eine

— 123 —
hatte Kunde von hier, daß die Posten flühen
mit den Hunden, und morgen mit Lohes-
brand wollen sie machen Jagd auf den Affesser.

Frau Gänsewein.

„Nun, das wird eine schöne Wirthschaft geben.“

Die Großmutter am Tran Gänsewein.

„Grüßes Fräulein! Ich setz die Heinde, und
zeiget mir die Wirthschafter für mich und mein
Kind. Das Bübli ist mir vor Ermattung am
Büschel eingeschlafen. Komm mein Bary! er-
muntere Dich, wir wollen zur Ruhe gehn!“

Der Zigeuner-Bube.

„Ja, mein Großmutterl, mei Wimperl fallen
mit ja, wenn i will sie fest verschließen.“

Triller.

„Es ist auch Zeit, daß wir alle aufbrechen.
Krone-Wiebler, wir wollen nach Hause ge-
hen, nach von der jetzigen Zeit verschlafen, so
viel nur möglich ist.“

Krone-Wiebler.

„Nein, ich gehe nicht mit, ich habe mit dem
Juden noch hier ein Geschäft abzumachen, es
ist ein Geldgeschäft, und da müssen wir beide al-
lein seyn.“

Schmal.

„Wie's den Herrn ist gefällig, aber bisweilen

ist ein Zeuge noch eine schöne Sache; möchten wir doch lieber behalten einen Zeugen.

Krücken-Wiebler.

Schweig, ich will mit Dir allein sein.

Triller.

Nun, so macht Euer Geschäft ab, aber hütet Euch dabei vor zwei schwarzen Fäusten, nemlich: vor des Teufels schwarzer Kralle und vor Trillers schwarzer Faust! Gott befohlen!

(er geht ab.)

Frau Hauswain.

Nun, Großmutterchen, kommt mit Eurem Knaben, ich will Euch ein Kämmerchen hier anweisen! Und Er mein Freund — — (zum Bettler.)

Gretchen.

Ach, du lieber Gott! Mutter, der Mensch ist schon eingeschlafen! Hör' Er doch! Wach' Er doch auf! Er soll auf dem Heuboden schlafen gehn, da liegt er weicher und besser als hier!

Bettler.

Ja, ich bin sehr müde! Weise Du mir eine Schlafstelle an, Du gutes Kind, ich muß morgen mit dem Fröhsten weiter.

Krücken-Wiebler.

Da thut er recht, ein rüstiger Gefell muß immer früh auf.

Frau Gänsewein.

Wien, so kommt alle mit, ich will Euch zur
Haube bringen.

*(Sie geht mit der Großmutter, dem Stammerhuten, dem Hutmacher
und Gretchen ab.)*

Wiener Austritt.

Der Kräcker. Wiebler. Der Jude
Schmul.

Kräcker. Wiebler.

Höre, Schmul, ich kenne Dich als einen
gescheuten Kerl, habe auch schon manches Ge-
schäft im Stillen mit Dir abgemacht. —

Schmul.

Na, was sollen wir doch auch derbei schreien
und toben? sind wir beide doch stille bescheidne
Leut. Hätt der Herr etwa wieder en Partische
Wildhäute zu verschachre? Ich will se kaafen,
was gait's mich an, wie der Herr ist gekim-
men der zu.

Kräcker. Wiebler.

Ich habe Wildhäute, ja, und Du sollst sie
haben. Allein jetzt ist die Rede von einer an-
dern Haut die besser bezahlt wird. Du hast
mir zuerst gezeigt, was im Amtsblatt steht,
wills Du mir's verdienen helfen? —

Schmul.

Meint der Herr die 100 Mähl? Eiß an
schaines Geldche! aber wie wills der Herr ver-
diene? wie will er fangen den Affeffor? den
wird er nicht belahren, wie die Hirschkuh, wenn
se kümmt zu gailen uf de Wildstaige; der is
gesundirt, und noch klüger als der Herr Wieb-
ler selbst.

Krücken-Wiebler.

Das ist meine Sache. Ich frage nur, ob
Du's willst mit verdienen helfen, sonst suche ich
mir einen Andern, denn die Sache hat Eil.

Schmul!

Nu! Nu! wenn die Sache hätte Eil, so suche
der Herr nicht erst lange! — Hier stehbe ich schon.

Krücken-Wiebler *Wen ich am nahe.*

Schmul!

Schmul.

Herr Wiebler was soll ich?

Krücken-Wiebler.

Juden-Seele, Schmul!

Schmul.

Herr Krücken-Wiebler, was soll ich doch?

Krücken-Wiebler.

Mensch, wo hast Du Deine Augen? Der
Affeffor ist hier im Hause.

Schmull.

Wander! Wo? hier in der Walds-
schut?

Krücken-Wiebler.

Ja, und Ihr habt ihn alle gesehen, und seid
alle blind gewesen, außer mir. — Der bettelnde
Schüstergefele. Niemand anders, als der
verkleidete Uffessor von Brunert.

Schmull.

Der Schüstergefele? — Hat der Herr
auch mit fehlgeschossen? — Der Schüstergefele?

Krücken-Wiebler.

Ich sag Dir, Jude, er ist! Sein Er-
schrecken, als ich das Antöblatt lasen, machte
mich aufmerksam, und bald genug erkannte ich
die Zahnstücke, und die Narbe über dem Auge,
wie's der Steckbrief besagt. Hast du wohl
die ganze Gestalt betrachtet? Dergleichen weiße
feine Hände hat kein Schuhknecht. — Es ist
der Uffessor.

Schmull.

Es kann sein, daß es ist möglich. Aber was
will der Herr nun machen, mit de armen un-
glücklichen Mann?

Krücken-Wiebler.

Das will ich dem Marschall überlassen, und mich bloß an die 100 Krstl. halten.

Schmul.

Hätt der Herr aber nicht gehört, woß der graube Mann, der Zeiler, hätte gezogen, von de zwei schwarzen Häuste?

Krücken-Wiebler.

Der darf nicht mucken, sonst überliefre ich auch ihn dem Marschall.

Schmul.

Über der Herr Marschall wird sie doch taudt schießen lassen.

Krücken-Wiebler.

Was geht das mich an, ich brauche Geld! mein Plan ist gefast; der Schustergefell schläft auf dem Heuboden, ich lege mich zu ihm, damit er mir nicht entgeht; Du aber läufst zu dem nächsten Wachposten der wie du sagst, höchstens eine halbe Stunde von hier entfernt ist, holst dort ein Commando Soldaten, und wenn Du mit demselben ganz heimlich und leise angekommen bist, denn klopft Du dreimal an die Leiter des Heubodens, ich werde dich verstehen, und dann das übrige besorgen. Wißt Du's also ausführen.

Schmul.

Ich will.

Krücken-Wiebler.

Und dann theilen wir den Preis.

Schmul.

Verstehe ich.

Krücken-Wiebler.

Und lachen den Veffor aus!

Schmul.

Wenn er im Blute schwimmt.

Gänster Austritt.

Die Vorigen. Frau Gänsewein, Gret.
chen.

Frau Gänsewein.

„Nun, seyd Ihr fertig mit Eurem Schacher
und einig? —“

Krücken-Wiebler.

Für diesmal, ja!

Frau Gänsewein.

„So macht nun, daß Ihr fort kommt, es ist
Zeit, daß ich das Haus zuschließe.“

Kräcken-Wiebler.

Der Jude will noch weiter gehen, ich aber werde heute Nacht hier bleiben.

Frau Gänsewein.

Das geht nicht an! Ich beherberge bloß Reisende, aber solche Patrons, wie Er, die können nach Hause gehen; denn wenn sie des Nachts außer ihrem Hause bleiben, da steckt immer nichts Gutes dahinter, und ich will nichts von ihm wissen.

Kräcken-Wiebler.

Ich bleibe hier, und wer mich hinaus weist, dem könnte nächstens einmal eine Kugel um die Ohren pfeifen, oder der rothe Hahn auf dem Dache krähen. Merk sie sich das, Frau Gänsewein. Sie hat dem Schußergefellen ein Nachtlager auf dem Heuboden angewiesen, dort wird für mich auch wohl noch Platz seyn. Also keine Umstände, ich bleibe hier, und Du, Jude, mache, daß Du fort kommst!

Schmul.

Nu, ich geh doch schon. Aber liebes Kind, kümme sie doch mir zu leuchten an wenig durch de finstre Hausflur, bis ich bin draußen im Mondschein. Gute Nacht! gute Nacht!

(Schmul nimmt ein Licht und leuchtet dem Juden hinaus.)

Sechster Auftritt.

Frau Gänsewein. Krücken-Wiebler.

Frau Gänsewein.

Hört einmal, Herr Wiebler, Ihr thut nichts ohne Absicht, und Eure Absichten sind niemals gut. Was wollt Ihr hier in meinem Haus übermessen? Was habt Ihr mit dem Juden verabredet?

Krücken-Wiebler.

Wacht doch keinen solchen Lärmen, Musterchen! Ich habe eine Wildhaut verkauft, der Jude aber holt erst das Geld, und ich will ihn bis morgen hier erwarten.

Frau Gänsewein.

Eine Wildhaut? So! Und also einer Wildhaut wegen droht Ihr gleich mit Word und Brand? Wartet nur, ich werde es Euch getheilen, Ihr frecher Mensch, Ihr lahmer Wildddieb!

Krücken-Wiebler.

Ra, seid nur wieder gut, Frau Gänsewein, und führt nicht solche Reden, ich werde Euch das Nachtquartier gut bezahlen; bringe mich nur auf dem Heuboden zum Schustergerüst.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen.

Der Jude war fort und Euch, Herr Wieb-
ler will ich nun auch auf den Hemboden bringen.

Krücken-Wiebler.

Die Mutter wird's schon thun!

Gretchen.

Nein, nein, die Mutter ist müde; Das ist
meine Sache! Kommt ~~man~~ Herr Wiebler!
Nicht war Mutter, auf dem Hemboden wo der
Schußergeselle schläft?

Frau Gänsewein.

Ja, dort kannst du ihn hinbringen!

Krücken-Wiebler.

Gute Nacht! Kamachen!

(er geht mit Gretchen ab)

Achter Auftritt.

Frau Gänsewein, ~~und auch davor~~ Schmul
und Gretchen.

Frau Gänsewein (allein).

Pfui, über diese gute Nacht! die klingt, als
ob sie der böse Feind ausspräche! Ich will

meinen Abendsegen lesen, und Gott bitten, daß
es ihm nichts Böses geschehen läßt. (Er tritt zu
ihrem Bettstische.)

(Schmul kommt leise wieder herein geschlichen.)

Frau Gänsewein (an'stehend.)

Ach! Eh ich beten konnte, kommt der Böse
schon wieder geschlichen. Hat man denn noch
keine Wade vor Euch? Ich gebe kein Nacht-
quartier, Jude! Hinaus! hole dein Geld für
die gestohlenen Wildhäute, und hebe Dich weg
von hier, Du Judas.

Schmul.

Um die Barmherzigkeit wissen, lassen sie
mich bleiben hier, bis die Jungfer Gretchen
zu mir zurückgekommen von de Wiedler; ich
hab schwere Sachen zu bekennen; denn ich glaube
doch, daß sie sind eine barmherzige Frau!

Frau Gänsewein.

Wein Gott, was giebt es denn! mir wird
angst und bange.

Schmul.

Schäm se! Stillen se, Frauchen! der Wied-
ler darf nicht wissen, daß ich gekümmen bin zu
ihm wieder zurück hürher. (Die Vorhänge. Gretchen.)

Gretchen.

Ach, Mutter! Mutter! hast du den Schmul

schon gesprochen? Weißt Du schon, der unglückliche, junge Herr von Brunart ist hier!

Grau Sänfwein.

Wie? was? der Herr Assessor hier?

Schmul.

Jo, Mädchen, er ist hier! der Wiebler hat ihn doch erkannt, ob er sich gleich hätte verklebt als Schustergeselle; und der Wiebler will ihn verrothen, um die hundert Thaler willen, und ich soll holen doch die Soldaten zu fangen den Assessor.

Grau Sänfwein.

Um Gotteswillen! nun geht mir ein Licht auf! Der lahme Spitzhobel! Deshalb also will er die Nacht hier zubringen, um sich durch Verrath die hundert Thaler zu verdienen, und Du, gottloser Jude, willst ihm helfen?

Schmul. *

Wenn ich ihm hätte wollen behelfen; würd ich doch nicht stehen aßhier; hob ich doch gedacht, die Frau Wirthin von der Waldschenk und de Tochter sind gute Leut, die werden den Assessor nicht wollen verrathen und laubtschießen lassen, du willst es ihnen sagen und anvertraun, und nu hob ich's gethon, und nu sollen sie thun die Menschenpflicht.

Bretchen.

Wetter, der Schmut hat mir's draußen
versteckt; ich habe den Wiebler deshalb auf
den größten Heuboden geführt, und ihm gesagt,
der Gesell hätte sich gang hinter in's Heu ver-
trochen, er solle ihn nicht wecken. Der Geselle
aber schließt der das kleine Ställe.

Frau Gänsewein.

Das ist schon gut, mein Kind, aber wie
weiter? Jude!

Schmut.

Ja, wie nu waiten, wie nu waiten, Jüd!
das ist eben die Hauptsach; ich muß doch gain
mit den Herrn Feinde, sonst giebt mich
der Wiebler an, und se lassen mich hangen,
und hier darf's auch keiner fehlen, wenn ich
kümme mit der Wache, und allein huscht der
Affesser nicht durch, denn die Feinde habben die
Gegend umzingelt, weil se globen, daß sich der
Affessor habe hier verstopfen, und se hoben
sicht, und se werden ihn erkennen sogleich.

Frau Gänsewein.

Ach, mein Gott! mein Gott! Am Ende stel-
len sie mir das Hand über dem Kopf an, und
remontiren und Alle.

Gretchen.

Mutter, mir fällt etwas ein! Die Zigeuner-
großmutter weiß allenthalben Rath, und ihr
Bube hat für alles Tragt, ich werde sie wecken,
sie sollen uns Rath geben!

(Sie ruft in eine Kammer hinein.)

Großmutter! Großmutter! steht auf! steht
auf! Es giebt hier Noth und Gefahr! Komme
heraus mit Eurem Buben, Ihr sollt uns ra-
then und helfen!

Neunter Auftritt.

(Die Vorigen, die Zigeunergroßmut-
ter und der Zigeunerbube.

Die Großmutter.

Was giebt es denn? daß Ihr mich und
mein Kind aus dem Schlafe aufschreien müßt,
mit der Stimme der Wehklage? —

Zigeunerbube.

Was hast Gretli? Ist krank geworden?
oder hast grauß geträumt?

Gretchen.

Ach, mein Varn! aber der Sohn der ar-
men Mutter, die vor dem Marschall auf den
Knien lag, und der der Wolf ihr Kind nicht

wieder bringen wollte, dieser Sohn ist hier
den bösen Schustergefele ist's, und der Kräf-
tler hat ihn erkannt, und will ihn
für die hundert Thaler verrathen, und
lauert schon auf ihn, wie der böse Feind.

Großmutter.

Welch, aber ihn! Wo aber schläft denn der
Flüchtling? Wo wacht der Wächter?

Wau Gänsewein.

Sie haben glücklicher Weise getrennte Schlaf-
plätze. Der Wächter weiß dieß aber nicht,
er denkt den Flüchtling zu bewachen, und hat
den Juden beauftragt, ein feindliches Com-
mando herbei zu holen, um ihn zu fangen. Der
Jude hat es und jedoch entdeckt, und wir müs-
sen, um Gotteswillen, den armen Affessor retten.
Aber wir sind von Feinden umgeben, der Wäch-
ter ist ein Bösewicht — was sollen wir nun
thun?

Großmutter.

Wir können nichts thun, bevor wir den
Flüchtling nicht selbst gesprochen. Können wir
ihn mir heimlich und ungesehen zur Stelle
schaffen.

Gretchen.

Ja, ich kann es! ich kann es! wartet nur
ein wenig. (Sie am Hand.)

Großmutter.

Dann aber laßt mich und mein Kind allein mit ihm, und sorgt, daß der Willehieb nichts ahne, denn sonst ist alles verloren! Ich werde meine geheimsten Ränke aufbieten, aber Ihr müßt treu und verschwiegen sein.

Geheimer Auftritt.

(Die Vorigen. Gretchen und der Bettler.)

Gretchen.

Der Schußergeselle kann, wie er sagt, nicht länger schlafen. Er war eben im Begriff uns zu verlassen; da habe ich ihn denn herein geführt, daß er doch wenigstens Abschied von Euch nehmen soll.

Bettler.

Ja, liebe Frau Wirthinn, ich muß fort, denn mein Weg ist weit. Ich danke Euch für Eure Aufnahme! Gott lohne es Euch! ich kann Euch jetzt nichts bezahlen! Lebt wohl und betet für mich!

Die Großmutter.

Der Feind hat den Wald aber umzingelt,

die Leuchtkugeln stehen entfernt, wie gedurft
 Ich und dahin durch zu kommen?

Bettler.

Ich habe ja meinen richtigen Paß, weshalb
 sollte man mich aufhalten, einen armen Ge-
 sellen?

Großmutter.

Aber der Paß paßt nicht auf Euch.

(Sie tritt näher und sieht ihm scharf ins Gesicht.)

Ich bin ein altes erfahrenes Weib, meine
 Blicke bringen tief! Leugne nicht, mein Sohn,
 es hilft Dir nichts; denn nur Vertrauen er-
 weckt wieder Vertrauen! Du bist nicht der Ge-
 sell, in der Narbe über dem Auge steht Dein
 wahrer Name geschrieben!

Singensbube.

Hab nit Angst, lieber Gesell, vor Groß-
 mutters und ihrem Bübli; wir könne Di nim-
 mer verrathe. Sag ober an, wer D' bist, frei
 und frank, daß Großmutterl di kann helpe, und
 i will Di streichi die bleichi Wang, daß sie wie-
 der aufblüh soll, wie Rösli, und will singen
 vor Dir herzige Liedli.

Großmutter.

Sag an, wer Du bist, denn nur dann ver-
 mögen wir Dich zu retten! steh Dich unter

und um, wir meinen es Alle gut mit Dir, der Verräther ist nicht mehr unter uns, er lauert von ferne, aber Gott wird ihn richten!

Vetter.

Nun wohl! Ihr sollt mich kennen! Ja, in der Narbe hier steht mein Name lesbar genug! Ich bin der unglückliche Brunert! Haltet meine Flucht nicht für Feigheit; aber wenn der Unschuldige, Treuegesinnte, von seinen Henglern zum Tode geschleppt wird, dann darf er das Leben zu retten suchen, und wäre es auch durch die Flucht? —

Großmutter.

Du sollst es retten, denn Dein König und Deine Mutter brauchen den treuen Diener und Sohn. Allein die Flucht von hier würde Dir nichts helfen; wir sind von Feinden umgeben, und wie Dich der Krücken-Wiebler erkannt hat, würden Dich alle leicht erkennen; denn sie suchen Dich. Wohin wollest Du auch fliehen? Die Truppen Deines Königs sind fern!

Alffessor.

Nein, sie sind nahe, nur einer Nachricht von mir bedurft es noch, und der Ueberfall wäre glücklich ausgeführt, der Feind geschlagen worden; allein ich wurde verrathen, bin

jetzt verfolgt, und werde zwecklos wie ein Meer-
bohrer untergehen, und meine arme Mutter
mit mein Schicksal theilen!

Die Großmutter.

Du sollst nicht untergehen, denn die Zi-
gennergroßmutter will sich Deiner annehmen,
und mit ihrem Leben für Dich einstehen. —
Aber Du darfst von hier nicht fort; denn hier
bist Du sicher, wie der Fuchs im Walde; der
Kräcken-Wiebler mag jedoch glauben Du
seist ihm entwischt, und der Feind müsse kom-
men und nach Dir suchen; Ihr werdet alle ja-
gen und bangen, aber Du fürchte Dich nicht,
denn die Großmutter schützt Dich. Jetzt eilt
und erfülle meine Befehle. Du, Jude, gehe
und rufe die feindliche Wache herbei, wecke
dann mit ihr den Kräcken-Wiebler, und
durchsuche das Haus und den Hof nach dem
Verfolgten. Du bist ein kluger, redlicher Mensch,
und wirst Dich zu benehmen wissen, aber treibe
das Wesen recht toll, daß es dem lahmen Ver-
räther selbst den Kopf verrückt. — Ihr, Frau
Birthein, setzt mir schnell einen Korb mit Wein
und Erfrischungen in meine Kammer, und legt
Euch dann mit Eurem Töchterchen ruhig schlaf-
fen, bis Ihr geweckt werdet, und Du, junger

Mann, folge mir in mein Kämmerlein, dort wollen wir das weitere besorgen. — Nun aber merke wohl auf: Von Stund an fragt Ihr die Großmutter nichts mehr! — Kein Wörtchen mehr, denn sie ist stumm! Wenn Ihr jedoch Rath bedürft, dann wendet Euch an mein Bübli, der wird für mich sprechen. — — Gute Nacht!

(Sie geht mit dem Vassessor und Bary in ihre Kammer.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Zimmer in der Walthofen, wie im ersten Aufzuge.)

Capitän Gorgon, Jude Schmul, der
Kraden-Wiebler, ein Gefreiter und meh-
rere Soldaten.

Gorgon.

Diese Diebshöhle wäre also nun in unsrer
Gewalt! sie ist ringsumher besetzt, keine Maus
kann entkommen, vielweniger der entsprungene
Spion. Liefert ihn jetzt in meine Hände!

Kraden-Wiebler.

Wo aber sind denn die versprochenen hun-
dert Thaler? erst muß ich Geld sehen, mein
gnädiger Herr, eh ich arbeite. Ich habe es
mir sauer genug werden lassen, die Befehle des
Herrn Marschalls auszuführen. Jetzt will ich
auch wissen, daß man mir Wort hält.

Gorgon.

(legt einen Beutel auf den Tisch)

Hier ist das Geld, es soll Dir nicht entge-

hen, aber vorher schaffe den Verbrecher zur Stelle!

Kräcken-Wiebler.

Er ist verkleidet, als ein bettelnder Handwerks-Geselle, gestern Abend hier eingesprochen; Alle hätten ihn laufen lassen, nur mein scharfes Auge erkannte ihn. Die Wirthin hat ihm ein Nachtlager auf dem Heuboden angewiesen, ich selbst habe mich eben dorthin gelegt, um ihn nicht entwischen zu lassen; und so haben Sie denn es ganz allein meiner Wachsamkeit zu verdanken, daß dieser gottlose Mensch jetzt in die Hände der Gerechtigkeit fällt.

Vorgau.

Wir werden dankbar dafür sein; denn es liegt uns viel daran, seiner habhaft zu werden. Es muß ein Exempel statuirt werden, und ich bin mit aller Vollmacht versehen, hier ein schnelles Gericht zu halten, geht jetzt mit dem Befreiten und einigen Mann, und führt mir den verkleideten Bettler herbei.

Kräcken-Wiebler.

Das soll Augenblicks geschehen.

(Er geht mit dem Befreiten und einigen Mann Wache ab.)

Zweiter Auftritt

Capitain Bargon, der Jude Schmul einige Mann von der Wache, und bald darauf Frau Gänsewein, und Gretchen, und endlich die Zigeuner-Großmutter und der Zigeunerbube.

Bargon.

Komm her, Jude! und sag an, wen Du in diesem Hause hier angetroffen hast?

Schmul.

Su, ist doch gewesen hier die Frau Wirthin und das Lödcherle, und ist gewesen hier ein Zigeunerbube, der hätte gehobt zum ersten ein schönes Spiel das hätte geklungen, wie die Harfe vom König David, und hätte gehobt' zum zweiten eine Großmutter, die ist gewesen so alt wie die Sara, und so taub wie eine Schachtel, und denn ist gewesen hier, ein schwarzer graulicher Mann, den se hoben geheissen den Herrn Köbler Triller, soll aber doch sein ein fleißiger Mann, ein wohlhabender Mann, ein treuer Mann, der ist aber gegangen nach Hause, und denn ist hier gewesen der Herr Wäbber, ein kluger Mann, ein feiner Mann, ist früher gewesen Soldat, doch weil er hätte

immer gelagt nach ander Leute Gut, so haben sie ihn auch gejagt davor, und da hat er wie der gejagt nach seines Königs Will, und da hoben die Herrn Förster ihm zerschossen ein Bein, und jetzt trägt er ein Krücken, und die Leute glauben, er könne kaum mehr gehen, aber er ist noch ein großer Wildschütz, und ist zu brauchen zu Allem, wie ein Bettelsack, und ist besser wie ein Spürhund, mit doppelter Nase.

Gorgon.

Also, eigentlich ein Schurke!

Schmul.

O wai geschrien! der Herr Wiebler hätte oft schon gehört von Hoge Leute, daß er ist ein Schurke, aber er will's doch nicht glauben.

Gorgon.

Auch solche Leute braucht man, leider! Aber berichte weiter. Wen hast Du mehr hier getroffen?

Schmul.

Nu denn ist gewesen hier der arme Jüd Schmul, ein guter, ehrlicher Jüd, nemlich der Schmul bin ich, und denn ist gekümmen zu betteln ein Schüsslergeselle, und hätte angehoben ein zerissen Habitsche, und da hat der Wiebler gesagt, das ist der Assesser von Bru-

ner, auch die Schilberei in den Steckbrief,
und hat gesagt: Ich muß loose und rufe die
Herrn Soldaten, daß sie künmen zu fangen den
Herrn Epion, wir wollen auch theilen die hun-
dert Tholer! und ich bin geloosen, und der nädige
Herr Hauptmann sind gemarschirt, und nu
sind se do und nu seyn se von der Gürtigkeit
und fangen se, und bezahlen se!

Gorgon.

Das wird sich finden! Rufe mir die Wir-
thln herbei!

Schmuck.

(Gust. in die Kammer.)

Madam Gänsewein! verehrte Madam
Gänsewein! se hoben vornehme Gäste, stahn
se auf! die Exelenz beschlen sie sollen nun kün-
men zu erscheinen mit Töchterche.

(Frau Gänsewein und Gretchen treten ein.)

Frau Gänsewein.

Oh mein gnädiger Herr Hauptmann! Ich
habe den Tod auf der Stelle; sie haben mir
einen Soldaten vor die Schlafkammer gestellt;
was hab ich denn verbrochen? ich bin eine ehr-
liche Frau, aufrichtig gegen Freund und Feind.

Gorgon.

Sieh sie ruhig, Frau Wirthin, und ant-

worten Sie bloß auf meine Frage! Weherbergen sie den Zigeunerbubey mit seiner Großmutter?

Frau Bäufwein.

Ja wohl, Eure Gnaden!

Gorgon.

Lassen Sie sie herbeirufen!

(Gorgon geht wieder ab.)

Gorgon.

Haben Sie ferner heut einen bettelnden Schußergesellen Nachtquartir gegeben?

Frau Bäufwein.

Ja, das hab ich aus Barmherzigkeit gethan; er schläft mit dem lahmen Wilddieb auf einem Heuboden zusammen.

Gorgon.

War weiter Niemand hier?

Frau Bäufwein.

Mein Schwattersmann der Köhler Triller; er ging zeitig nach Hause, und der Jude hier wollte die Nacht nicht bleiben.

Gorgon.

Sie verschweigen mir doch Niemanden, ich muß sonst die strengsten Maßregeln anwenden, und es kommt im Kriege nicht darauf

an, ob eine solche Hütte mehr oder weniger in
Flammen aufgeht.

Frau Gänsewein.

Nein, ich verschweige nichts, gar nichts, ich
bin eine eheliche Frau, und sie werden doch
um Gotteswillen christlich gesinnt sein, und
nicht sengen und brennen, wie die Türken.

(Die Zigeuner-Großmutter der Zigeunerbube und Gret-
chen kommen zurück.)

Gorgon.

Was da, der Zigeunerbube! nun Wäp-
fennst Du mich noch?

Zigeunerbube.

O freill kenn i di g'nau, bist ja der Haupt-
mann mit schwarz Schnaubbärtel, hast ja ge-
stern mei Paß geleset, und mei Zitterl gerühmt,
und hast mi verkehrt ein blank Geldstück. Aber
was willst hier? was schreist armi Leut auf
vom Schloß? Sieh, ich bring mei Zitterl mit,
und will Di eltsulle, wenn Du nit schlase kannst.

Gorgon.

Ich wollte ich dürste schlafen, aber ich muß
wachen. Ist das Deine alte Großmutter?

Zigeunerbube.

Ja, freilli, das ist mei Herz Großmutterl;
aber sie ist was taub und jehet auch was böß,

weil Du sie hättest aufgeweckt, und drum wird sie nit viel rede. Aber morgen kommen wir ins Städtel, da wär's wieder freudiger sein.

Gorgan.

Hast Du den bettenden Handwerks-Gesellen auch hier gesehen?

Zigeunerbube.

Ei ja, das hab i wohl, hat ei sehr zerlumpt Kleidel an, und ei tief Narb über das Augerl. Hörst, kennst auch den lahmen Wiebler?

Gorgan.

Seit kurzem, ja!

Zigeunerbube.

Num siehst, der hat Augi grün, wie ein Reh, und hat gesagt nach dem Gesellen, als ob er ihn wolle verschlinge. Wäheli, i möcht lieber haben, ein Narb auf der Stirn und ein treu Augli drunter, als die zwö Ragenlichterl.

Gorgan.

Aber Du weißt ja nicht, ob der Schuster-geselle nicht vielleicht ein verlappter Bösewicht ist.

Zigeunerbube.

I glaub's nimmer! Freili sieht mancher anders aus, als er ist. — Du siehst auch aus,

wie ei Drummbr, und bist doch wohl ni gut
Wandel.

(Ein Soldat tritt auf.)

Soldat.

Ich melde, daß soeben eine Kutsche ange-
halten worden ist. Die Dame darin, will ih-
ren Namen nicht sagen, und ein schwarzer Mann,
der als Bothe neben dem Kutscher auf dem
Bocke saß, wollte fast mit Gewalt durch-
brechen. Wir haben sie hier
gebracht.

Bergen.

Führt die Dame herein, wir wollen doch sehen,
welchen Hohn ihr gemacht habt! (Der Soldat geht ab.)

Frau Gänsewein.

Der schwarze Bothe ist jedenfalls mein
Guter Triller.

Der Zigeunerhube.

(Er geht einige Schritte vor, indem er laut singt, laut
streichelt.)

Wißt reise bei Nachten,
Wußt Freude sein;
Du stänze in Trachten
Du Sternlein.

Komm wandre durch Berge und Haide und Feld,
Es blüht kein Mensch Dich, es schlummert die Welt.
Gilder f. d. Jugend III.

Im Krieg doch wie trau'ig
Ist's da nit bei Nacht.
Da glänze so schau'ig
Die Feuer der Mächte,
Da leucht an den glüh'nd und Stern' all nit mehr,
De schau' nit die Erden nit stürzest Du sehr.
D. lebst und den Frieden,
D. art und die Ruh.
D. lebst allen den Mühen,
Die Neugli hütst zu.
Seid ruhig, ein Auge dort über uns wacht,
Kannst schlaf, kannst ruhe, wir d' will in der Nacht.

Dritter Aufzug.

Die Vorigen, Frau von Brunert.

Brunert.

Was seh' ich, Frau Generalin von Brunert! Ei, da brauchen wir nicht erst nach dem Namen zu fragen, wir kennen uns ja schon!
Frau von Brunert.

Wohl kennen wir uns, Herr Hauptmann, und ich glaube, daß Ihnen das Bild der Mutter unverlöschlich in der Seele stehen wird, die auch Sie mit zurück gewiesen haben, als Sie für ihren unglücklichen Sohn um Gnade bat.

210
Herr Gorgon.

Die Väter des Krieges sind alle mitgeschul-
den Verbrechen, oft mit Blut, gezeichnet. Ihr Sohn
ist dem Befehl des Krieges verfallen, mögen
Sie ihn entschuldigen, wir dürfen es nicht.
Aber die Mutter haben wir bisher geschont,
obgleich sie eigentlich seine Mischuldige gewe-
sen ist; ich hätte wohl gewünscht Sie, jetzt
hier zu sehen, denn Sie werden vielleicht Zeug-
nis ablegen, wie die Befehle des Krieges
wirklich erfüllt werden.

Frau von Brunert.

Sprechen Sie deutlicher, ich bin ohf Mä-
ge!

Gorgon.

Ihrem Sohne ist es, wie Sie wissen, ge-
lungen, aus dem Gefängnisse zu entfliehen.
Nun wird aufgehoben seiner wieder habhaft
zu werden, um den Spruch des Krieges
an ihm zu vollziehen. Man hat uns benach-
richtigt, er sey in diesen Wald geflohen, und ich
bin hier, ihn aufzusuchen, ihn zu fangen, und
auf der Stelle richten zu lassen.

Frau von Brunert.

Nun ich erhielt diese Nachricht, und gesteh
Ihnen nun offen, daß ich hierher geeilt bin.

nen unglücklichen Sohn zu retten, oder sein Schicksal mit ihm zu theilen.

Vergoß ihn sie.

Retten können Sie ihn nicht, denn ihr Sohn ist bereits in unserer Gewalt. In dieser Herberge haben wir ihn gefangen, er wird so eben, als Bettler verkleidet, vor Ihnen erscheinen.

Frau von Brunert.

O, mein Gott! mein Gott! und das hast du zugegeben! Die Wutten soll ihr geliebtes treugesigntes Kind sehen! Ich werde mit ihm sterben, werde meinen Sohn umkammern, und dann mögen Eure Kugeln unsere beiden Herzen durchbohren. Ich will keinen Augenblick länger auf der Erde sein, wo die Vorsehung solche Gewaltthaten zuläßt.

Zigeunerhube (am Thore).

Klagen darfst Du, klagen,
Armes banges Herz,
Aber nit verzagen.
Auch im größten Schmerz.

Hoffe und vertraue,
Selbst bei Noth und Tod!
Baut, baut, baut,
Auf den lieben Gott!

— — —
Der Herr von Werten aufsteht. 49
(Die Vorigen, Krüden-Biedler und
der Gefreite mit Wache.

Der Gefreite,

Ich melde, Herr Hauptmann, daß wir den
Hauptmanns-Befehl nirgends gefunden haben;
auf dem Hofboden, wo uns dieser lahme Mann
hingewiesen, war er nicht, wir haben darauf
das ganze Hof- und Hof durchsucht, aber
vergeblich, und bringen nun diesen Mann selbst
hierher, daß er sich verantworten möge.

Herr von Werten.

Wohin, entflohen? noch einmal wäre der Ver-
brecher entflohen? das ist nicht möglich! un-
ser Truppen-Preis hat diesen Wald zu dicht
eingeschlossen; der Flüchtling muß hier verbor-
gen sein, und es ist jemand unter Euch, der
ihn fort helfen will, und ihn verbirgt.

Herr von Werten.

O, ich schöpfe wieder Hoffnung!

Herr von Werten (zum Gefreiten).

Das Haus und die Hofgebäude, selbst der
Küchen dieser Dame, sollen von neuem streng
durchsucht werden; ich verdoppele den Preis

und setze 200 Thaler auf die Auslieferung des Spions.

Samuel.

O mei Gheorien! wo hätte der Herr Wieb-
ler den Spion gelassen? Hab ich gethan das
Weine, und hab gerufen die Herrn Soldaten,
worüm hätte er nicht gethan das Seine, und
hätte festgehalten den Affessor. Er hätte mich
geprellt um de Prämie: geh er den Affessor
raus, wo is der Affessor, es sind doch jezt zu
verdienne schai 100 ~~guld~~ ~~guld~~. Habe Er, ver-
desandire Er sich, ~~das~~ ~~Wort~~ ~~an~~.

Gorgon an Wintzen.

Ja, Mensch, rede und gib Antwort! wo ist
der Affessor geblieben? Ich mache Dich verant-
wortlich, und werde Dir statt der Prämie et-
was ganz anderes auszahlen lassen, wenn durch
Deine Nachlässigkeit der Flüchtling entwischt ist.

Krämer, Wiebler.

Mein Herr Hauptmann, ich bin halb todt
vor Schreck! Sehen Sie, auf dem Heuboden
hat der Affessor geschlafen, hinten im Heue hat
er sich eingemummelt, ich habe ihn ja schnar-
chen hören, und vorn an der Heuluke hab ich
gelegen, meine Kugelbüchse in der Hand, und
habe kein Auge zu gethan. Wie hat er da

entkommen haben? Und doch ist er fort und
nirgend zu finden! Der böse Feind mag ihn durch
die Hölzer geführt haben.

Frau Gänsewein.

Was? Ihr wollt mein Haus verdächtig
machen? Ihr sprecht vom bösen Feinde? Wißt
Ihr was, Herr Wiebeler? Ihr seid der leid-
haftige Sohn, der alle Menschen verdächtig
macht, weil er selbst verdächtig ist.

Schmal.

Edlögster Herr Hauptmann, sein Sie doch
von der Gütigkeit und gehen Sie zu Leibe dem
Wiebeler! er hat mich gebracht um den Affes-
sor und um die Premie, daß er se will kleine
bedienen, ich aber will haben den Affessor, er
gehört mir doch auch zur Hälfte.

Frau von Brünner.

O, mein Himmel! Sie janken sich um mei-
nen unglücklichen Sohn, Sie bieten sein theures
Leben feil, um ein elendes Geld!

Zigenerhube.

Sei ruhig Mutterl, und geduldi nit! Setz
di her derweil zu mei alt Großmutterl, und
gib di drein in dei Schicksal; i wolt Dir wohl
fluchen, nach ein schön Lieblein, aber in das hoch-
bist Gendtsch verflingt mei Zitterl.

Gorgon.

Kurz und gut, daß der Professor hier gewesen, gesteht ihr schließlich ein; zurücksteht kann er nicht sein; dafür können meine Waagregeln, er muß also aufgefunden werden, oder ich ver-
fähre nach Kriegsgebrauch.

(Der Sekretär kommt zurück.)

Gefreiter.

Alle Mühe ist vergebens! der Flüchtling ist nirgends zu finden! Eine Marktenderin aber, die heut mit guten Lebensmitteln zu uns kam, und uns deshalb sehr willkommen war, wünscht den Herrn Hauptmann zu sprechen; ich glaube, sie meint ein Wink geben zu können, der uns vielleicht auf die richtige Spur bringt, und scheint ein verschmitztes Weib zu sein.

Gorgon.

Lasset sie herein kommen!

Die Frau tritt auf.

Die Vorigen, eine Marktenderin.

Marktenderin.

Run, mein Herr Hauptmann, ist's denn erlaubt auch ein Wörtchen mit herein zu sprechen, und pfiffiger zu sein, als alle die klugen Herren?

Gorgon.
Bei welchem Regimente bist Du als
Märketenderin?

Märketenderin.

Ei, kennt ihr denn die Frau Purgel vom
34. Regimente nicht mehr? Ich habe Euch in
hiesigen Stunden manches Schlüßchen aus mei-
ner Damentasche eingeschenkt, und wenn Euch
in früheren Zeiten die andern Kameraden wegen
des schwarzen, vergessenen, ...
dann hab ich Euch schwarze Bartwische ge-
macht, damit ihr männlicher aussehen solltet
mit Eurer Flaumensebern am Kinn. Ihr
habt mir dann aus Dankbarkeit manchmal das
schwarze Pflaster auf mein blindes Auge ge-
drückt, und mir die Wangen dabei geklopft.
Habt Ihr das schon vergessen?

Gorgon.

Ich erinnere mich dessen wohl noch dunkel,
aber es ist eine lange Zeit her; ich habe Dein
Regiment seit 20 Jahren nicht gesehen, und Du
bist auf Deinen Streifjügen höllisch alt gewor-
den, Dame Purgel, ich hätte Dich nicht wie-
der erkannt!

Märketenderin.

Ihr zweifelt doch nicht an meiner Person.

lichkeit? Hier ist mein Paß, und hier mein blindes Auge. Als ~~wurde ich~~ ^{ohne} Schande, aber dümmer werden muß man nicht, und wir wollen doch sehen, wer von uns beiden am geschicktesten geblieben ist.

Gorgon.

Wohlan! lege eine Probe Deiner Klugheit ab, und sage mir, wo ich den entlaufenen vornehmen Epion auffinden soll? Du kennst doch die Sache, und auch den Preis, den ich auf seinen Kopf gesetzt ~~habe~~.

Martens.

Ich weiß das Alles; aber Ihr solltet doch noch einen andern fragen, als mich, der weiß noch besser, wo der Glüchling steckt, und hat ja eine ganze Nacht Zeit gehabt, mit ihm über seinen Kopf zu unterhandeln; der Assessor von Brunert ist ein gar reicher Mann, der wird für's Verschweigen Helleicht 2000 Thaler geboten haben, während Ihr für's Verrathen nur 200 Thaler geben wollt.

Gorgon.

Weib, Du bist wahrlich klug, und öffnest mir die Augen! Ja, der lahme Wildieb dort hat sich bestechen lassen. Den Augenblick geh, wo der Glüchling geblieben ist!

— 21 —
Krisken-Wiebler.

Herr Hauptmann, hören sie doch nicht auf
dieses beschafte Weib, und messen sie mir nicht
die Schuld zu, ich habe ja alles gethan, um
Ihnen den Verräther auszuliefern, und nun
wollen sie mir so dafür danken? Hab ich das
verdient?

Schmul.

Mal! Mal! der Wiebler sagt, er hält
den Affessor verdeckt, er will mich bringen um
ein schaines Geldche; lassen se ihm heraußge-
hen den Affessor, er hält ihn.

Markatenderin.

Herr Hauptmann Wilsbart, haben sie diese
Worte, eines solchen lahmen Spigbubens die
Geheimnisse von der Seele abzufragen? nur an
die rechte Thüre anzklopft, dann wird er
selbst schon heraus springen.

Gorgon.

Du hast recht, Alte! Führt den lahmen
Schelm ab, und haut ihn so lange, bis er ge-
ht, wo er den Affessor verborgen hält.

Krisken-Wiebler.

Herr Hauptmann, um Gotteswillen, was
wollen Sie mit mir armen lahmen Mann vor-
nehmen? Ich bitte Sie auf den Knien, lassen

Sie mich nicht mißhandeln! Ich bin unschuldig, wie ein Lamm, und wenn sie mich todt schlagen lassen, ich weiß nicht, wo der Spion ist!

Warten und bitten.

Sei ruhig, Wiebeler! Wer so viele Häute schon gekohlen und verkauft hat, wie Du, der kann die Seinige auch wohl einmal zum Gerber tragen, und Du sollst ja nur etwas gegerbt werden, damit Du besser wirst.

Krücken Wiebeler.

Weib, Du bist der Letzte, der mich unschuldigen verfolgt! Was hab ich Dir gethan? Ach, Ihr übrigen bittet doch für mich, daß sich der Herr Hauptmann meiner erbarmen möge, ich bin unschuldig, bittet doch, bittet!

Der Zigeunerhufe.

I will mei Großmutterl frage, und de kannst acht gebe, was es wird sage. Horch mal: Großmutterl, soll i bitte für Wiebeler? — Siehst wohl, Großmutterl schüttelt das Haupt. Nu, aber hör weiter. Horch mal: Ist der Wiebeler ei Schelm, der soll haben Schläg? — Siehst wohl, Großmutterl hat zweimal genickt, also bitt i nit, und Du magst haben etwas Schläg, es wird Di nit schade.

Araden-Wiebler.

Ich, ich unglücklicher Mann, niemand hat
mir Mitleid, alle hotten noch, und haben
ihre Freude an meinem Elende!

Gorgon.

Führt ihn ab, und thut, wie ich befohlen!

(Araden-Wiebler wird von der Wache abgeführt.)

Markotenderin.

Wißt Ihr was, Herr Hauptmann, der
Wachtmeister hat ein sehr hartes Fell, und Ihr
wolltet ihm schwerlich bis auf die siebente Haut
durchkommen, ich möchte Euch daher noch
einen andern Vorschlag thun, der noch rascher
zum Ziele führt: der Wiebler ist eine Be-
ste, er verachtet jedermann, und ist zu allem feil,
laßt ihn nicht wider aus den Händen, und hängt
ihn an den ersten Baum auf. Aber die Wache
schente hier ist auch ein Diebsnest, aus wel-
chem Ihr den verfluchten Epion nimmer heraus
haben werdet; wenn ich an Eurer Stelle wäre,
laß würde ganz andere und kürzere Wirthschaft
treiben.

Gorgon.

Erkläre Dich deutlicher, wie meinst Du das?
was schaffst Du vor?

Markotenderin.

Ich schaffte mir vor allen Dingen hier erst
Brot f. d. Jagd III.

die Leute vom Halse. Die Frau von Brunert, mit ihren rothgezeichneten Augen, schickte ich zurück auf ihr Bett und ließe sie dort bewachen; das Zigeunerpack und den Juden ließe ich bis an die feindlichen Posten transportiren und drüber hinansjagen; die Frau Wirthin hier mit ihrem naseweisen Rädel complimentirt ich hier zur Thür hinaus, und ließe dann die ganze Geschichte hier in Brand stecken, und ich schmauchte so entweder den Herrn Espion aus dem Räufeloch heraus, oder ich brennte ihn zu Asche!

Frau Bäufeweis.

Hör' Sie, Frau Purgel, Sie ist böser, als die Männer, und giebt schlimmern Rath, als irgend jemand. Wenn Sie nur jetzt nicht Schutz und Beistand hätte, ich fragte Ihr mit Vergnügen auch noch das andere Auge aus!

• Borgon.

Schweigt! die Marketenberin hat Recht, ich werde ihren Rath befolgen. Zigeunerbube mache Dich auf mit Deiner Großmutter, Du mußt fort, über die Grenze!

Zigeunerbube.

Nur kanns recht sei, denn es ist doch allenthalb Heimath, wo gute Leut sind, aber Du

ist als wahr gut, Hauptmann, und denn mag
~~ich noch~~ mit mehr sein bei Dir, Hauptmann,
 und will lieber mit mei Großmutter fort
 in weite Welt, wo kein solch Hauptmann ist
 Gorgon.

Und Du, Jude, begleite die Zigeuner!

~~Ich will~~ Schmal.

O mal geschrien, was soll ich doch machen
 mit die Zigeuner, sie geben nischt, denn sie ha-
 ben nischt, und ich will doch hien bleiben, denn
 ich will doch lieber hier bleiben, denn
 Feuersbrunst, ich kann ihn vielleicht noch kri-
 gen halb tauht.

Frau von Brunert.

Ich kann Ihre furchtbaren Waagregeln nicht
 hemmen, Herr Hauptmann! aber ehe ich den
 Wechtranz in dieses Haus werfen, lassen Sie
 mich erst durch die einzeln Räume desselben ei-
 len, und den Namen meines unglücklichen Soh-
 nes ausrufen; denn sollte er wirklich hier ver-
 steckt sein, so wird die Stimme der Mutter
 ihn eher noch hervorrufen, als die Flammen!

Zigeunerbube (zu Gretchen).

Gretchen, mein doch nit; i hab auch kein
 Haus, und wenn Deins ist zu Asche, so bist
 dann just so reich wie i, und wie's Bögli auf

Schmül.

Wachet se, horehen se doch! Ad Ich höre,
als ob ich höre blasen, wie se haben geklopft
bei Jericho; es künmt doch gewiß oke gränge
Herschafft!

Gorgon.

Wahrlich, ich höre Trompetenton! Eilt hi-
nand, und sñhe, was es giebt!

(Wachet se ad)

Schmül.

Wenn in Noche und Noth Rußk vernähmt,
dann wird gut Zeit; Trompete weckt das,
immer und machts freudig, wenn's aufsetzt
zur Schlacht.

Erster Auftritt.

(Die Vorigen, der Gefreite mit dem Trom-
peter.)

Trompeter.

Ich bringe Frieden, und bin aus dem Haupt-
quartier gesendet, um dem Herrn Hauptmann
diese Depesche zu überbringen.

Gorgon.

(Wachet se se gefreite.)

Es ist wirklich Friede und alle Feindselig-

zeiten hören auf. Ich wünsche Ihnen Glück, gnädige Frau, Ihr ~~Herr Sohn~~ ist frei; denn Ihr Fürst hat ~~an ihm~~ ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß er nicht länger verfolgt werde, und ich habe Befehl ihn frei zu geben.

Frau von Brunert.

Gott sey' gepriesen, der uns den Frieden schenkt! Wo aber ist mein unglücklicher Sohn? wo soll ich ihn wieder finden? weiß mir auch jetzt noch Niemand zu sagen, wo er ist?

~~Gorgon.~~

~~Ich~~ selbst ~~fordert~~ Euch alle auf, mir das Geheimniß seiner Flucht zu entdecken; ich bin jetzt nicht mehr Euer Feind, und wünsche der Mutter den Sohn, ~~als~~ Freund wieder zu zu führen.

Zigeunerhube.

Hör Vetter, i will di was sage, wenn du willst wisse alles ganz gnau, dann mußt frage mei herz Großmutterl. Nimm's hübsch heiß Patschbanderl und führ's hier ins Kämmerlein, da wird's Di alles sage, und Du wirst Di runder unbdändig über mein gescheidt Großmutterl.

Gorgon.

Wohlan, Alte, so begleite mich in die Kam-

mer, und gedecke mir alles; denn ehe ich von hier scheide, will ich erst wissen, wie ich geräthet worden bin!

(Er geht mit der Großmutter in die Kammer.)

Frau von Brunert.

(Alone, Abgeschieden.)

Lieber, holder Knabe, wenn Deine Großmutter die Geheimnisse kennt und weiß, wo mein armer Sohn verborgen ist, so wirst auch Du mich aus meiner Angst befreien können. Zögere doch nicht länger, denke doch, wie es Dir zu Ruche sein würde, wenn man Dich mit Deiner Großmutter so verfolgte, drum laß mich nicht länger in dieser ängstigenden Ungewißheit.

Zigeunerhube.

Hi brauchst nit lang zu bitte, denn wie i bin verschwiege, wie das Grab, so bin i auch wieder, wo's sein kann, ein Schwagerl, wie der Kuckuck. Schau, da nun Dein König hat Friede macht, so will i Dir nun nischet nit verschweige, und kannst alles wisse. Dein Schatz ist nit verborgen, s'ist hier zur Stellen, aber Du wirst nit wolle glaube.

Frau von Brunert.

Mein Sohn wäre hier zur Stelle? Er wäre

unter uns und ich sollte ihn nicht erkennen. O
zeige mir ihn geschwind! geschwind!

Zigeunerbube.

Hab nur Geduld, ich will Dir's abfrage,
und gieb höchst Acht. Nu? ist das hier Dein
Schmuck?

Frau von Brunert.

O nein, das ist ja der Jude!

Zigeunerbube.

Oder willst diesen etwa haben?

Frau von Brunert.

Nein, doch nein, das ist ja der Verräther,
der Dieb!

Zigeunerbube.

Oder hast Lust auf die Weiber?

Frau von Brunert.

O warum quälst Du mich denn so?

Zigeunerbube.

Nu, wenn Du auf eins Lust hättest, da
kümmtst nur rein marschirt zu Hauptmann und
zu mei Großmutterl, da wirst bald sehen, daß
i kläger bin wie Du.

Er führt Frau von Brunert in die Kammer worin der
Hauptmann und die Großmutter gegangen sind.

Zigeunerbube.

Aber, weißt was, Herr Dieb, Dein

Näcke wird die sein etwas wund von's Herben, i soll Dir gebe ein Pflasterl drauf. Kommer her, Frau Purgel, borge mir des Pflaster vom Nag, und wisch Dir ab dein kupfrig Angen, und wisch ab, die Müß und die falsche Haar.

(Dabei erhebt er sich, nimmt er alle drei Gegenstände der Wäscherinnen ab, welche nicht vor Wiedler blinzen und mit unverhüllter Stimme fragt.)

Elender Herrdäher, erkennst du mich jetzt wieder?

Krücken-Wiedler.

Alle Wetter! du bist die alte Hefe, die Großmutter. Bist Du in zwiefacher Gestalt hier?

Zigeunergroßmutter.

Ja, ich bin die alte wahre Zigeunergroßmutter, bin klüger wie Du, und redlicher auch; laß Dir den Hufel voll Prügel zur Lehre dienen.

Krücken-Wiedler.

Furchtbares Weib! ich werde Rache nehmen, und Dich zu seiner Zeit erlegen, wie ein Raubthier.

Großmutter.

Ich lache über Deine Drohungen, denn hier ist mein Schut!

Zigeunerhube.

Und merke Dir ~~das~~ **Wandel**, so wie
 i kann schlag ~~mit~~ **und** wie meine Liedli
 bringe tief in die ~~Seele~~, so kann i auch führe
~~mit~~ **Stoß**, und mei Kugel trifft immer das
 Herz, zumal wenn's so schwarz ist, wie Dein's!
 Aber seht, nu hab ich mei Herzgroßmutterl
 hier wieder und nu will i das andere in der
 Kammer gern weggebe.

Stehender Auftritt.

Die Vortage Hauptmann Borgen,
 Frau von Brunner und der Assessor.

Borgen.

Die Verkleidung ist ~~ab~~ **abgeworfen**. Mut-
 ter und Sohn sind wieder vereinigt, das Drama
 endigt mit einem glücklichen Ausgang. Ihr
 habt mich getäuscht, ich kenne nun alles, aber
 bei diesem Ausgange bin ich zufrieden damit.
 Doch, wo ist die Zigeuner-Großmutter? Ich
 muß das seltsame Weib kennen lernen.

Zigeunerhube.

Schau, hier ist mein gutes, weises, Herzes:

— 225 —
Großmutter, stüßet wie ihr alle, und besser
oben drein, viel, viel!

Frau von Brunert.

Mutter, wie sollen wir Euch danken?
Kommt alle auf mein Schloß; auch der ehrliche
Jude und die Wirthin mit Gretchen darf
nicht fehlen; ich will Euch als Freunde be-
wirthen, und dort mit Euch theilen.

Schmul.

Nu, wollen wir doch gehn! Es wird doch
besser dort sein, als hier in der Waldau.

Bergon.

Aber, Weib, wie bist Du zu der Gestalt je-
ner Marketenderin gelangt?

Großmutter.

Sie war meine gute Freundin und hat mir
oft von Euch erzählt. Ich fand sie sterbend
auf dem Schlachtfelde, und empfing von ihr
ihren Paß und ihre Kleider. Es wäre mir
gelungen, in dieser Verkleidung, der Mutter ih-
ren Sohn zu retten, denn nachdem Du hier
das Haus zu Asche gebrannt, würdest Du den
Buben mit seiner verkleideten Großmutter ru-
hig über die Grenze geschickt haben: so wäre
ein theures Leben gerettet gewesen, und die

Mutter hitze gern die alte verbrannte Wald-
schenke wieder neu aufleben lassen.

Algenwachse.

Und nun steigt sie weiter, kommt all mit-
samt nach in die schöne freie Natur, da steht
allenthalb der liebe Gott.

Im grünen Feld im Walde,
Im blauen auf der Fluth,
Im grauen in der Wolke
Da auf den Bergen ruht.

Und spricht: Ich hab' Verniedern
Ein glückliches Geschlecht.
Ich geb' Euch immer Frieden,
Halt' nur den Frieden recht.

(Der Vorhang fällt.)



BIST DU FÜR MICH?

(Zu Horwalds Bildern für die Jugend.)

SINGSTIMME

Ich grüße Dich, o Morgen! Dich Blumenduft, Dich Thau, Dich leises Waldesrauschen, Dich tiefes Himmelsblau, Dich tiefes, tiefes Himmelsblau!

PIANOFORTE

Ich frag' Kuch, zarte Blumen: seid Ihr für mich er-blüht? Ich frage Dich mein Vöglein, ich frage Dich mein Vöglein, singst Du für mich Dein

Lied?

V. 2. Wer aber grüßt mich wie-der, in Morgenduft und Thau? wer schaut mir, wenn ich wei-er, tief in die

Augen blau! so tief, ach in die Augen blau?
 Wer sagt zu mir: mein Blümchen, bist Du für mich erblüht? Wie fragt mich, wenn ich singe: wer fragt mich, wenn ich

singe: singst Du für mich das Lied?
 V. 3. Sei ruhig Herz! ob Keiner auch einen Gruss dir
decresc. p

sagt. Sing du - ne frohen Lie - der, wenn auch dich Niemand fragt, wenn auch dich Niemand, Niemand fragt. Der Vogel will nur singen, die Blume blüht nur

sich. drum blühe Du, drum blühe Du — und singe, ist's auch al - lein für Dich ist's auch al - lein für Dich!